Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Elfter Jahrgang

. 26 Leipzig, den 30. Juni 1897

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1522 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Zur Nachricht — Alle Dinge sind mir übergeben von meinem Vater — Albrecht Ritschl — Die Theo-
sische Gesellschaft und verwandte Gesellschaften: 1. Madame Blavatsky, die Gründerin der Theosophischen Gesellschaft — Ist die
portation vom christlichen Standpunkt aus zu rechtfertigen? Zweite Hälfte — Verschiedenes: Zur Missionsgeschichte; Die
onswissenschaft auf der Universität; Kurze Geschichte der Trinksitten und Mäßigkeitsbestrebungen in Deutschland; Ellen — Quittung —
eigen: Freunde der Christlichen Welt in Eisenach; Neunundzwanzigster Kongreß für Innere Mission in Bremen

Zur Nachricht

Diese Nummer ist die letzte unsers zweiten Quartals. Indem wir um freundliche Erneuerung des Abonnements n, teilen wir unsern Lesern zugleich mit, daß die Christliche Welt ebenso wie die Chronik der christlichen Welt dem neuen Quartal aus dem Verlage von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig ausscheidet und in den von C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig übergeht.

Wir gedenken bei diesem Wechsel dankbar des Vertrauens, das Herr Johannes Grunow den unbekannten zen Männern schenkte, die vor elf Jahren ihm den Plan der neuen Wochenschrift vortrugen, und der Freundschaft Freiheit, die er unserm Blatte, insonderheit auch dem Herausgeber persönlich, diese ganze Zeit hindurch gewährt hat.

Wir sehen aber auch mit Zuversicht der kommenden Aera entgegen, indem wir von der nunmehr uns ver-deten Verlagshandlung jeder denkbaren Förderung unsers Blattes gewärtig sind. Geist und Haltung bleiben die n. Doch werden wir zur Vervollkommnung des Inhalts unsrerseits thun, was wir können. Wir erbitten uns ür, sowie für eine noch weitere Verbreitung unsers Blattes, die treue Unterstützung der Freunde.

Frankfurt a. M., 27. Juni 1897 **Der Herausgeber**

le Dinge sind mir übergeben von meinem Vater

Empor über das kleinliche Ringen und Hoffen macht-ender Menschen, in deren Wollen und Wirken sein Leben flochten ist, empor über das Werden und Wogen der Ge-echter, die im rastlos flutenden Strome der Zeit auftauchen und ergehen mit ihrem Weh und ihrer Lust, empor über die be-nmenden Schranken des menschlichen Ich, die das weit und h strebende Herz hart empfindet im Ausblick auf die im nzenlosen Raum unendlich sich ausbreitende Welt — hebt den enschensohn die heilige Stunde, da er in überquellendem nkgefühl seiner Seele überweltliche Hoheit aufdeckt mit dem nen Wort: Alle Dinge sind mir übergeben von meinem ter.

Ist das wunderbare Wort der Ausdruck einer vorüber-uschenden Stimmung, die seinen ruhigen, klar blickenden Geist nen Augenblick über sich selbst emporreißt? Ist es der Aus-uck des innersten Gefühls eines hochmütigen Schwärmers, r einen Augenblick die kluge Selbstbeherrschung vergißt? Eins n beidem kann es doch nur sein? Ein Mensch will alle nge eingeschlossen wissen in die Macht seines Willens, alle inge, das grünende Land und das wogende Meer, den ckenden Blitz und den heulenden Sturm, den still leuchtenden ond und die hell strahlende Sonne, das vielgestaltete Leben, s unerschöpflich aus der Erde Tiefen quillt, und die goldnen terne, die ewig in des Himmels Höhen kreisen, Alles, les, das Weltall in seiner erdrückenden Größe, seiner über-ältigenden Erhabenheit — ist das nicht Thorheit, ists nicht ahnsinn?

Es lebt im Menschenherzen ein kühner Glaube, der laube an den überragenden Wert seiner Persönlichkeit. Um-klammert von den ehernen Gewalten, die des Weltalls sausenden Wirbel zwingen in einen unverbrüchlich gleichen Takt, fortge-rissen von dem mächtigen Strome, der alle Menschen — wider-strebend oder nachgebend — einem dunkeln Ziel entgegen-führt, gebeugt unter die unendliche Last des Leidens, unter deren Qual alle Wesen stöhnend und seufzend ihr Leben hin-schleppen, hält er die hochgemute Zuversicht fest: meine Persön-lichkeit gilt mehr als der Felsblock, der sie zermalmt, ist edler als der Blitz, der sie zerschmettert, ist heiliger als die Woge, die sie verschlingt. Es ist ein Glaube, stark und lebendig, der durch nichts getötet werden kann als durch das Gefühl der Schuld. Wen die Schuld niederdrückt, wessen Wille abge-sprungen ist von dem Guten, an das sein Gewissen ihn bindet mit dem heiligen Du sollst, der fühlt in dem Druck, mit dem das Gewicht der Welt auf ihm lastet, in dem Zerspringen seiner Hoffnungen an dem harten Lauf der Wirklichkeit, in dem Zerknicktwerden seines Lebens durch die dumpfen Mächte der Natur sein verdientes Geschick, den trägt nicht der Glaube an den die vernunftlose Schöpfung überragenden Wert seiner Persönlichkeit. Es folgt daraus: dieser Glaube ist der Glaube an den Wert des Guten, das aus der reinen Gesinnung ent-springt, das im ehrlichen Wollen lebt, das in die Wirklichkeit tritt durch die edle That. So weit wir uns eins wissen mit dem Guten, soweit fühlen wir uns der Naturwelt überlegen, deren Lauf dahingleitet unterhalb von Gut und Böse.

Dieser Glaube — die Seele, die Lebenskraft alles edeln Wollens und alles guten Handelns —, mit dem der Mensch das Beste verliert, das ihm gegeben ist, mit dem er das Höchste behauptet, das er erringen kann: die Würde, die Hoheit seiner sittlichen Persönlichkeit, dieser Glaube ist eins mit dem Glauben an die Macht und den Sieg des Guten über die geistlose

willenlose Wirklichkeit. Ohne diese Ueberzeugung: die Werte, die im reinen Herzen ruhen und die der gute Wille schafft, sind geschützt vor dem Versinken in den trüben, reißenden Strom des natürlichen Weltlaufs durch eine Natur und Geschichte überwindende Macht des Guten — ohne diese Ueberzeugung ist die Selbstüberwindung und die Selbstaufopferung im Dienst der Wahrheit und Keuschheit, der Gerechtigkeit und Menschlichkeit ein harter Kampf wider die Triebe und Neigungen des eignen Wesens, der sich vor der nach Zwecken fragenden Vernunft nicht rechtfertigen läßt. Wie die kalte, trübe Dämmerung des Winterabends senkt sich da auf die Seele eine stille, müde Resignation, unter der die Kraft, das Gute zu wollen, der Mut, gut zu sein, langsam erfriert, erstirbt. Ohne den Glauben an die Macht und den Sieg des Guten fehlt dem Menschen die sonnenhelle Frische, die lebensfrohe Kraft in der Erfüllung seiner Pflicht, die selbst ein Stück des reinen sittlichen Ideals ist.

Wer mit lauterem, starkem Willen nach dem Guten, an das sein Gewissen ihn bindet, trotz alles Widerstandes der sinnlichen Wirklichkeit sein Leben gestaltet und bildet, der fühlt sich als Glied einer übersinnlichen Welt, die die Welt der Natur mit überlegner Stärke umspannt und bezwingt, die die Gesetze des natürlichen Geschehens durch eine heiligere und mächtigere Ordnung überbietet und beherrscht, — als Glied einer Welt, die gelenkt wird durch den heiligen Willen einer allmächtigen Persönlichkeit, in der das höchste Gute eins ist mit der höchsten Macht. Das ist die Welt, in der Jesus lebt, und den allmächtigen Herrscher dieser Welt nennt er seinen Vater. Dessen göttliches Herz fühlt er in seinem eignen Herzen schlagen; dessen heiligen Willen weiß er in seinem eignen Wollen lebendig; darum hat er die Kraft und den Mut, das Gute, das in seiner eignen Seele wogt und glänzt, der Menschen Gewissen aufzuzwingen mit seinem majestätischen: „Ich aber sage euch." Wohl weist er die Anrede „guter Meister," die gedankenlose Verehrung ihm entgegenbringt, zurück mit dem Wort: „Was nennst du mich gut? Niemand ist gut denn der einige Gott." So lange sein Leben ein Werden und Wachsen ist, ist das Gute in ihm noch nicht zu seiner Vollendung ausgereift. Aber ist es auch nur werdend und wachsend in seiner Seele lebendig, so giebt es doch in diesem Werden und Wachsen keine Risse und Brüche; es ist ein Werden, bei dem die Gemeinschaft mit dem allein Guten, dem einigen Gott, niemals zerrissen ist durch das Mißtrauen der Schuld, ein Wachsen, durch das Gottes Wille sich immer reiner entfaltet in seinem Leben. In diesem Werden und Wachsen steht er einzig da unter den Menschenkindern; niemand vermag das heilige Geheimnis zu durchschauen, das wie ein dichter, glänzender Schleier sein Leben mit Gott überwallt. Niemand kennt den Vater denn er allein, der Sohn, der im Spiegel seiner eignen Seele das heilige Bild des lebendigen Gottes schaut. Niemand kennt den Sohn denn allein der Vater, der sein eignes Leben hineingesenkt hat in das Herz dieses Menschen.

Der mit der Edelkraft seines Wollens und Wirkens lebt in der Welt des Geistes, die mit ihrer höheren Ordnung, mit ihrer überlegnen Macht die Welt der Natur umspannt und bezwingt, der in der Liebe und dem Haß seines eignen Herzens den sichern Maßstab besitzt für Gut und Böse, für die Werte jener Welt, die leuchtend, siegend emporsteigt über die Welt natürlichen Geschehens, der mit seinem Willen hineingewachsen ist in den heiligen Willen des allmächtigen Gottes, des Gottes, der die sichtbare Welt mit ihren Gewalten, der ihre Stürme und ihre Sterne lenkt und zwingt zum Dienst der ewigen Welt vollkommnen geistigen Lebens — der darf sich im Vertrauen auf den Wert und den Sieg des Guten, das in ihm ist und durch ihn wird, in göttlicher Freiheit erheben über die Welt der wechselnden, werdenden Dinge mit dem königlichen Wort: Alle Dinge sind mir übergeben von meinem Vater. Rfs

---

Albrecht Ritschl

Albrecht Ritschls Leben. Dargestellt von Otto Ritschl. Zweiter B[...] 1864—1889. Mit dem Bildnis Albrecht Ritschls. Freiburg i. und Leipzig, 1896, J. C. B. Mohr. 544 S. 12 Mk.

1

Seit mehr denn Jahresfrist liegt der zweite Band [...] Lebensbeschreibung des großen Göttinger Theologen [...] uns. Damit ist ein in jedem Betracht schwieriges, in vi[...] Hinsicht verantwortungsvolles, für Kirche und Theologie üb[...] aus wichtiges Unternehmen mit bestem Gelingen zu Ende [...] führt. Von der Wichtigkeit der Sache brauchen wir nicht [...] zu reden. Tritt doch die Unbekanntschaft mit Ritschls theo[...] gischer und christlicher Persönlichkeit, das Unvermögen, sein[...] ernstesten Wollen und immer wieder ausgesprochnen Stre[...] nach Besserung der Kirche gerecht zu werden, oft in [...] dauerlicher Weise zu Tage, sodaß eine zuverlässige Darstell[...] seines Lebensganges, die zugleich das Charakterbild des v[...] angefochtnen Mannes giebt, wie eine kräftige Verteidig[...] wirken muß und künftigen Entstellungen vorbeugt. Daß [...] Unternehmen zugleich ein sehr verantwortliches war, leuc[...] jedem ein, der die unbeschreibliche Offenheit Ritschls in a[...] seinen Kundgebungen, namentlich aber in den hier veröffentlich[...] Briefen an befreundete Männer kennt und die heitere So[...] losigkeit in Rechnung zieht, mit der er über sich und An[...] über Pläne und Aussichten, Arbeiten, Erfolge und Mißerf[...] unumwunden zu sprechen liebte. In der Luthardtschen Kirch[...] zeitung ist mit einem gewissen Erstaunen bemerkt, wie weit [...] der Mitteilung intimster Aeußerungen aus den Briefen Ritsc[...] gegangen sei. Wir an unserm Teil haben bei nochmali[...] Durchsicht der auffallendsten und am meisten zugespitzten S[...] tenzen Ritschls nichts gefunden, was wir vermissen möch[...] oder wovon wir sagen müßten, es wäre seiner nicht würd[...] Vielmehr wäre es nicht würdig gewesen, diese klare, durchsichti[...] scharf ausgeprägte und, fügen wir alsbald hinzu, durch [...] durch lautere Persönlichkeit in solchen Zügen zu verwischen o[...] zu verdecken, die möglicherweise mißverstanden werden, und [...] stellen Otto Ritschl gern das Zeugnis aus, daß er bei sein[...] freimütigen Verfahren die Pflicht der Diskretion, zu der er [...] in der Vorrede bekennt, in keiner Weise verletzt hat.

Soll noch ein Wort von der Schwierigkeit gesagt werd[...] so lag sie vor allem in dem Umstande, daß der Sohn die A[...] gabe ergriff, dem Vater ein Denkmal zu setzen, und damit [...] gleich die Pflicht übernahm, sein pietätvolles Empfinden [...] den Forderungen historischer Objektivität auszugleichen. A[...] mochte es kühn genug erscheinen, so kurze Zeit nach Ritsc[...] Tode, in der starken Bewegung für und wider, die sein G[...] dächtnis umtoste, ein Bleibendes zu schaffen. Endlich schre[...] die sachliche Schwierigkeit, die in Ritschls Theologie als solc[...] gegeben ist, und man brauchte nur an die betrübende Thatsa[...] zu denken, daß die Biographie Schleiermachers von Dilthey [...] bald dreißig Jahren der Vollendung wartet, um hier [...] gleiches Schicksal zu befürchten. Aber alle diese Schwierigkei[...] sind, wie es scheint, mühelos überwunden worden, und wir [...] glückwünschen den Verfasser und uns zu dem wohlgelung[...] Monument, das durch lichtvolle Auffassung, sichere Anordnu[...] und einen ernsten historischen Stil wahrhaft anziehend w[...] und einen ehrenvollen Platz unter den Denkmälern der Kirche[...] geschichtsschreibung des neunzehnten Jahrhunderts einnimmt.

2

Man trifft in dem vorliegenden Bande Ritschl bei [...] Arbeit an den beiden Hauptwerken seines Lebens, der Le[...] von der Rechtfertigung und Versöhnung und der Geschichte [...] Pietismus. Wir sehen in seine Gedankenwerkstatt, wir lern[...] seine wissenschaftlichen Voraussetzungen, seine letzten religiö[...] Beweggründe kennen. Auch das Werden mancher Begriffe, [...] nachher besondre Tragweite erlangten und als Leitbegriffe [...] theologischen Systems erscheinen, vollzieht sich unter uns[...] Augen. Das gilt nicht am wenigsten vom Kirchenbegriff. [...] kanntlich betont Ritschl die Kirche, die Gemeinde als hö[...] wichtige Stücke der Religion, und er hat einmal zu sagen [...] wagt, man werde der Gnade Gottes und seines Christenstand[...]

…z, indem man sich in die christliche Gemeinde „einrechne.“ …n haben manche einen Rückfall ins Katholische, andre eine …eugung vor dem konfessionellen Luthertum, noch andre eine …dung zum Büreaukratischen erblicken wollen, und zweifelhaft … nur, ob man mehr die Erstarrung oder die Verflüchtigung …religiösen Prozesses tadeln solle. Was hilft, so fragte man …gegenüber, einem evangelischen Christen, was hilft einem …stantischen Gewissen in den großen Stunden innerer Er…ung und Bekehrung, wo der Kampf um die Heilsgewißheit …mpft wird, seine Mitgliedschaft an der Kirche, was kann …hm nützen, sich zu ihr zu „rechnen“? Ist nicht vielmehr … sogenannte Kirche mit ihren Dogmen, Satzungen, Ein…ungen oftmals nur ein Hindernis der naturgemäßen, freien, …tändigen Entwicklung der Christenseele, im günstigsten Fall …leichbar einer Scheuer, in der die Garben zwar aufgehoben, … doch nicht hervorgebracht werden?

Nun ist klar, daß Ritschls Meinung nicht sein konnte, von … persönlichen Charakter evangelischen Glaubenslebens auch … das Geringste preiszugeben zu Gunsten einer amtlichen …talt, einer in Buchstaben gehenden Einrichtung, einer Kirche … Synoden und Konsistorien. Als in Göttingen ein zweiter …versitätsprediger ordinirt werden sollte, machte Ritschl geltend, … er so gut wie Schöberlein und Wagenmann, die früher im …digtamt gestanden hatten und daher bei der Ordination …wirken sollten, sich „gemäß dem evangelischen Begriff der …dination für befugt erachte, die Hand aufzulegen und da…ch die Fürbitte zu bezeichnen, in der die Handlung bestehe.“ …z vorher spricht er den Wunsch aus, es möchten mit den …nischen Jesuiten „auch unsre pietistischen und lutherischen …en Stuhl verlieren,“ und bezeichnet die Herstellung jenes …dens 1814 und die Eröffnung der Evangelischen Kirchenzeitung …ngstenbergs als die „gleichgeltenden Data für beide Kirchen.“ …n gewissen Vermittlungstheologen sagt er, sie provozirten …stets den Druck der Schwarzen auf sich, ohne in ihrer Schwarz…uheit ihnen Widerstand leisten zu können, und so ließen sich …h viele Sätze anführen, in denen die Kritik des kirchlichen …ntsbegriffs und die Zurückweisung hierarchischer Gewohnheiten …fs allerschärfste geübt wird. Aber was Ritschl vorschwebt, …nn er den Begriff der Kirche betont, das ist die ganz ele…ntare Frage: Wo stammt die Möglichkeit christlich…ligiösen Lebens, die Möglichkeit jener frommen Ge…ütserfahrungen, die schließlich zur Heilsgewißheit …hren sollen, her? Denken wir uns diese Dinge zurecht? …zwingen wir sie durch Andacht und Askese? Werden wir … Andern richtig vermitteln, wenn wir nur recht ungestüm …f sie einstürmen, die Seelen aufregen und erschüttern und … so lange außer Atem halten, bis sie zu Buße und Glauben …vergehen? Ist nicht die Klage allgemein, daß das innere Leben …r ausgesprochen Gläubigen entgegen der evangelischen Heils…dnung unstet und schwankend verlaufe, und daß sie dann …och zu gleicher Zeit rücksichtslos über die ungläubige Welt den …tab zu brechen lieben?

In dieser Lage bietet uns Ritschl seine Lehre von der …emeinde als Schlüssel zur Lösung dar:

> Mein Dilemma lautet — schreibt er an Diestel — entweder das …hristentum als Sitte oder als ziellose Aufgeregtheit und begleiten…er Hochmut.

Es kommt ihm darauf an, die breite Grundlage aufzu…uchen und festzuhalten, auf der das christliche Leben erwächst, …nd ohne die auch die subtilsten Seelenerfahrungen hilflos und …raftlos in der Luft schweben müssen. Es kommt darauf an, …en Gedanken der Erziehung in der Religion mit Nachdruck …zu betonen. Es kommt auch darauf an, in dem Wechsel der Jahrhunderte die Einheit des christlichen Grundgedankens sicher …zu stellen. Diesem Interesse hat Schleiermacher gedient, indem …r von einem neuen durch Christus bewirkten Gesamtleben …prach, Ritschl spricht von der Gemeinde. Der Begriff der Gemeinde in diesem Sinne soll auf alle Lehren „auch von der Trinität, von der Sünde, von Christus, ja auf die Versöhnungsidee und die Ordnung des christlichen Lebens einwirken.“ Auch die Predigt dürfe sich dem nicht entziehen.

> Er wolle, schreibt Ritschl, zu Weihnachten hören, daß wir die Menschen des Wohlgefallens sind, die erwählte Gemeinde dieses Kindes, und wolle in Jubel versetzt werden dadurch, daß die Höhe und Unschuld dieses Kindes auf uns, die Gemeinde, ausstrahlt, sei es auch nur in dem dramatischen Gemälde, das sich in der Nachtbeleuchtung von der Tageswirklichkeit unsrer Sünde und unsers Elend abhebt.

Ebenso zu Ostern und Pfingsten. Schließlich lautet sein praktischer Rat:

> Lebe in der Kirche, sei mit Bewußtsein thätig in ihren Funktionen, und hast du dabei eine Versuchung zur Heilsverzweiflung oder Selbstgerechtigkeit, dann besinne dich, daß du etwas kannst und bist nur als Glied der Gemeinde, die durch ihre Stiftung auf Christus die Zusicherung des göttlichen Wohlgefallens und der Sündenvergebung hat.

Wie gesagt, das sind elementare Wahrheiten. Sie reichen freilich nicht aus, um die vielverschlungnen Wege zu beleuchten, auf denen Menschen mit schwierigen Anlagen oder mit sittlichen Katastrophen hinter sich oder irreligiös erzogne Menschen zu ihrem Frieden kommen. Sie reichen auch nicht aus, um den Gleichgiltigen und Skeptikern, den Allesbesserwissern von heute das Evangelium plausibel zu machen. Aber wir haben es in der Kunst der Rücksichtnahme auf alle erdenklichen Einwände und Gegner des Christentums so herrlich weit gebracht, wir atmen die verdünnte Luft einer verstiegnen Apologetik, der Apologetik um jeden Preis, mit so hastigen und anstrengenden Zügen, daß es wahrhaft wohlthut, an Ritschls Hand aus jenen Höhen zurückzukehren, durch die breiten und fruchtbaren Ebnen des geschichtlichen Christentums als durch unsre geistige Heimat zu wandern und mit dankbarem Stolz die unverlierbaren, von keiner Einwendung zu treffenden Segnungen der „Gemeinde“ zu genießen, die Mutterpflichten an uns erfüllt. Wir sollen loben und preisen lernen, daß die Wohlthaten Christi uns ohne unser Zuthun zugewachsen sind. Wir sollen selige Leute sein in der täglich zu wiederholenden Erfahrung, daß sie uns immer noch zuwachsen. Der vielbesprochne Ritschlsche Kirchenbegriff verbürgt lediglich den normalen und natürlichen Verlauf, das heißt die Gesundheit des persönlichen Christentums.

3

Es ist sehr lohnend, nun auch die Kehrseite zu untersuchen und den neuen Erkenntnissen nachzuforschen, die Ritschl über das persönliche Christentum und seine Beschaffenheit aufstellt. Fassen wir uns so kurz als möglich und erwähnen vorweg, daß ihm die Freude darüber, wie unendlich viel er auch in dieser Beziehung gelernt habe und noch lerne, „durch eine Beschämung getrübt wird, daß er gewisse Sachen, die er bisher teilweise gewußt habe, erst jetzt vollständig erkenne.“ Die Frage ist hier: Was geht in einem Menschen vor, der, indem er sich in die Gemeinde Christi einrechnet, zur Gewißheit der Rechtfertigung und Versöhnung kommt und Vergebung der Sünden erlangt? Soll es so angesehen werden, daß die Vergebung unsrer Sünden uns in Gedanken immerwährend beschäftigt, daß wir in ihrer zeitweiligen Entbehrung und wiederum in ihrem zeitweiligen Genuß den Hauptinhalt christlicher Erfahrung zu suchen haben, daß das Spiel der Gefühle zwischen Sünde und Gnade das wahre Leben des Glaubens ausmacht, daß darum die Stunden der Selbsterkenntnis einerseits, der Gottschauung andrerseits für Ewigkeit und Seligkeit des Menschen allein in Betracht kommen? Ritschl hat es über sich gewonnen, die ihm neu aufgegangne Einsicht zum unzweideutigen Ausdruck zu bringen. In der Ethik, sagt er, habe er schon lange die Funktionen der Gotteskindschaft als Vorsehungsglaube, Geduld, Gebet, Demut. Aber in der Dogmatik habe ihm etwas Entsprechendes gefehlt. Jetzt überzeuge er sich, „daß die Zweckbeziehung der Rechtfertigung“ auch im streng religiösen Sinn auf ganz die gleichen Punkte hinauskomme. Er argumentirt nach Römer 8 und 1. Kor. 3: Hat uns die Sünde zur Unterwerfung unter die Welt gebracht, so daß wir in Furcht und Sorge vor ihr einhergehen, so muß die Vergebung der Sünde zur Folge haben, daß wir frei werden gegen die Welt und die Herrschaft über sie erlangen. Also ist das Gottvertrauen, also die Geduld und jene andern Tugenden der eigentliche Reingewinn, der erfahrungsmäßige Hauptinhalt dessen, was wir Vergebung der Sünden nennen. Auch diese Erkenntnis ist elementar. Sie kann und will nicht alle die geheimnisvollen Vorgänge im Christenleben umschreiben, in denen

der Seele zur jauchzenden Gewißheit wird, daß zwischen ihr und ihrem Gott die Luft rein und die Bahn frei geworden ist, daß sie einen gnädigen Gott hat. Aber sie sichert dieser Grundstimmung vermittelst des Gottvertrauens die Fühlung mit dem thätigen Dasein, die Anwendung auf den Lauf eines langen Tages, die Uebereinstimmung mit der Wirklichkeit der Welt und unsers eignen Geisteslebens.

An dieser Stelle tritt unverkennbar hervor, daß Ritschls Theologie mit seiner eignen Frömmigkeit im nächsten Zusammenhang steht. Wer die mannichfachen Aeußerungen der Briefe vergleicht, in denen er den Freunden sein Herz aufschließt, der begegnet in schlichtester, von jeder Phrase weit abliegender Form dem Bekenntnis lebendigen Gottvertrauens. Einmal bricht er wie unwillkürlich in die Worte aus: „Jedenfalls ist die Geduld das Göttlichste, was der Mensch üben kann." Und es drängt sich wie eine providentielle Fügung auf, daß Ritschl in demselben Augenblick, wo er die Arbeit seines Lebens zur Hand nimmt, auf eine ganz besondre Weise in die Schule der Geduld geführt wird. Die Leser des ersten Bandes wissen von seiner glücklichen Verheiratung mit Ida Rehbock im Jahre 1859. Nach zehnjähriger Ehe, so erzählt der zweite Band, verlor er die heißgeliebte Lebensgefährtin. Jahre der Trauer brachen herein und breiteten ihre dunkeln Schatten über den vereinsamten Mann. Wie wenig hat er zu uns Andern auch in tagelangem persönlichem Verkehr von diesem größten Schmerz seines Lebens gesprochen, und wie tief war seine schweigsame Seele verwundet! So aber gings in allen Dingen. Er schwieg beharrlich, wo das Allerheiligste des innern Lebens in Frage kam, und wurde erst da beredt, wo das Gemeinsame anfing. Vielleicht eine unzweckmäßige oder unbequeme Anlage für den Lehrer der Religion, vielleicht ein allzu verführerischer Anlaß für etliche oberflächliche Betrachter, ihm den Sinn für die Realität der religiösen Erfahrung abzusprechen, vielleicht eine Hauptursache der Verstimmung und Entfremdung, die ihm aus pietistisch gerichteten Kreisen entgegenkam, aber jedenfalls eine Gepflogenheit voll aufrichtigster Wahrheitsliebe.

Ritschls Briefe aus jener Zeit sind wahre Perlen christlicher Erfahrung. Mochte noch über der Korrespondenz mit seiner Braut, von der der erste Band berichtet, etwas von dem Hauch der Studirstube liegen, so giebt er sich am Sterbebett der Gattin und in der darauf folgenden Zeit ganz wie er ist, in aller Natürlichkeit. Er folgt ohne Umstände dem Wellenschlag seines erregten Gemüts und wird uns dadurch besonders teuer. Daß sie ihm zugeführt worden ist, darin erblickt er stets den sichersten Beweis der göttlichen Gnade. Er wiederholt, wie sehr er sie vermisse, für die sein „Herz offenstand." Den jähen Trennungsschmerz bekämpft er durch den unverlierbaren Eindruck des Dankes, daß sie ihm als sein besseres Ich verliehen war. Er will sich diesen Eindruck bewahren, indem er auch ferner in ihrer Weise seine Lebensrichtung spiegelt und verklärt. Als er wieder einmal diesen Erinnerungen nachhängt, überzählt er, daß nur noch wenige Tage fehlen, bis das halbe Jahr sich über ihrem Heimgang vollendet:

> Wie viele solche Fristen habe ich noch zu zählen bis zur Wiedervereinigung! Ach, und ich muß doch der Kinder wegen leben.

Ein andermal erwägt er die Möglichkeit, daß man durch rechtzeitiges Erkennen der Krankheit und größere Aufmerksamkeit auf ihren Verlauf dem tötlichen Ausgang hätte vorbeugen können. Aber er tröstet sich mit dem Gedanken, was seine Frau und er in dieser Hinsicht versäumt hätten, das stehe auch unter Gottes Fürsorge, wodurch denn in der That allen Grübeleien, die in so vielen ähnlichen Fällen des Menschenlebens das Gottvertrauen untergraben, ein wahrhaft christliches Ende bereitet wird. Zuletzt ringt sich seine thätige Natur immer mehr zur Arbeit und zur Sammlung in der Arbeit hindurch. Denn dem Leiden könne man einmal nur durch Handeln begegnen. „Das ist das Gesetz aller Tröstung."

4

Inzwischen that das Werk über die Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung, dessen dritter Band im Herbst 1874

erschien, seine Wirkung im öffentlichen Leben. Auf die anfän liche Zurückhaltung und Neutralität, die man vielfach gegenüb der hochgelehrten, vornehmen Leistung bewahrte, folgten se bald begeisterte Zeugnisse persönlicher Verehrung gegen d Verfasser und entschiedner Zustimmung zu seiner Theolog Eine ganze Anzahl namentlich jüngerer Männer bekannte si offen zu Ritschl und war bereit, sich seiner Führung anzuve trauen. An den Universitäten erwuchsen ihm unter den a gehenden theologischen Dozenten zuverlässige Anhänger und Mi arbeiter. Nicht geringer als der unmittelbare Erfolg war d entferntere in solchen Kreisen, die nach Alter und Lebensstellu den persönlichen Anschluß zu suchen keine Ursache hatten, ab die Sache billigten. Daneben regte sich seit 1877 eine en schiedne Gegenbewegung. Ein Artikel von Pfleiderer in d Protestantischen Kirchenzeitung erhob gegen Ritschl den Vorwu der „doppelten Wahrheit," „des barsten Pelagianismus," „d Ebionitismus" und klagte über „Preisgebung der protesta tischen Kardinallehre von der Rechtfertigung allein durch d Glauben zu Gunsten der katholischen Kardinallehre von d Rechtfertigung durch die Kirchengemeinschaft." Diese und and Aeußerungen und ihr Widerhall auf der kirchlichen Rechte sowie die fernere Entwicklung und immer schärfere Zuspitzun der Gegensätze sind von Otto Ritschl sehr sorgfältig verfol und aktenmäßig zusammengestellt. Wir verweisen dabei au auf den sehr lehrreichen Briefwechsel zwischen Ritschl un Lipsius, der die Kundigen interessiren wird. Hoch über den Pa teien stand damals das preußische Kirchenregiment. Im Kultus ministerium und im Evangelischen Oberkirchenrat hatte man sch Anfang der siebziger Jahre die wohlbegründete Ueberzeugun gewonnen, daß Ritschl, ganz abgesehen von den Einzelheite seiner theologischen Lehre, eine Kraft ersten Ranges sei. Vie mal ward der Versuch gemacht, ihn nach Berlin zu ziehe Der Präsident Herrmann wünschte vor allem, ihn als Mi arbeiter im Evangelischen Oberkirchenrat an seiner Seite z haben. Der Brief, den er in dieser Angelegenheit an Ritsc schreibt, entwirft ein wahrhaft klassisches Bild der damalig kirchlichen Lage in Preußen und verdient als ausgezeichnete historisches Aktenstück aus der Fülle ähnlichen Materials a dieser Stelle mitgeteilt zu werden. Herrmann schreibt:

> Ich weiß, daß es Ihnen zu Herzen geht, wenn ich Ihn sage: Kommen Sie, mir zu helfen, der Zeitpunkt ist da, wo Sie ein entscheidenden Einfluß auf gründliche Besserung unsrer theologisch und kirchlichen Verhältnisse üben können. Sie sind sicher darin m mir einverstanden, daß diese Besserung vielleicht mehr noch als von d Verfassung, von einer ineinander greifenden Thätigkeit der theologisch Lehre und der kirchlichen Verwaltung abhängt, die in unsrer Geistlic keit wieder ernstes Erkenntnisstreben weckt und pflegt. Die kirche politischen Tändeleien mit ihren die Persönlichkeit aushöhlenden, d Wahrheitssinn schwächenden Wirkungen müssen ein Ende haben. D Kirchenzeitungslektüre muß dem Studium, die Konferenzunterhaltu der ernsten Arbeit Platz machen, mit den kirchenpolitischen Machern u ihrem falschen Ansehen muß aufgeräumt werden! Die Aufgabe ist gr und schwer, aber sie muß tüchtig angefaßt und während einer Rei von Jahren konsequent betrieben werden. Ein natürlich nur allmähli zu erreichendes Gelingen setzt voraus, daß auf den maßgebenden Unive sitäten, zunächst in Berlin, dieselben Männer, die als wissenschaftlic Theologen die theoretischen Triebkräfte der Reformation wieder zu Sc und Kraft in der Jugend bringen, zugleich an der Kirchenleitung be gestalt beteiligt sind, um nicht bloß die weitern Bildungsanstalten d Geistlichen zu dem gleichen Ziel leiten, sondern überall die recht Männer an die richtigen Stellen bringen, die Lässigen anspornen können u. s. w. . . . Für mich wird eine die Zusage in Aussicht stellen Antwort eine Zuversicht auf künftiges Gelingen großer Pläne bewirke deren Hinfall mich tief schmerzen würde. . . . Und nun bergen Sie mei Gedanken und Wünsche in einem seinen Herzen und lassen Sie m bald erfahren, daß die Wege Gottes, die uns in Göttingen zusamme führten, auf ein höheres Ziel angelegt waren, das sich jetzt unse Augen enthüllt.

Ritschl hat das großherzige Anerbieten ohne Zögern a gelehnt, und die Geschichte, die wir seitdem erlebt haben, h ihm hundertmal Recht gegeben. Es gehörte aber auch die gan männliche Klarheit, die innere Selbstbeherrschung und Una hängigkeit seines Charakters dazu, um ihm diesen Schritt z ermöglichen. Er könne nicht zween Herren dienen. Die E fahrung lehre, daß eine solche Aemterkombination (Fromm pflegte zu sagen „Aemterkumulation") noch stets der Theolog geschadet und der Kirchenleitung nichts genützt hat, und da

lle Theologen in dieser Kombination etwas Pfäffisches ange- ommen haben, „vor welchem Ausgange mich Gott bewahren öge." Man darf annehmen, daß auf solche Beweise hin, die n Genauigkeit nicht übertroffen werden können, das thörichte Märchen von Ritschls ungebührlicher Machtentfaltung und ziel- ewußter Herrschsucht in der Besetzung theologischer Lehrstühle llseitig bedauert und aufgegeben wird.

5

Der Gesamteindruck von Ritschls Persönlichkeit ist der der ntschlossenen Kraft. Er zieht seine Straße ohne Menschenfurcht nd Menschengefälligkeit, aber einig mit sich und seiner selbst ewußt. Innere Schwankungen fehlen nicht, aber sie spielen ine Rolle, sie beziehen sich nicht auf die Weltanschauung, sie nd nie grundstürzend gewesen. Was Ritschl vielleicht am eisten zu schaffen machte, das war sein Temperament. An ner Stelle, wo er die Geduld als das Göttlichste in der Welt reist, fügt er hinzu: „wäre ich nur darin recht sattelfest." Als : aufgefordert ist, in die Hannoversche Landessynode einzu- eten, lehnt er mit der Begründung ab, „mir fehlt die Kalt- lütigkeit der parlamentarischen Stimmung, und ohne diese bleibt an besser draußen." Nach Beendigung des Werkes über Recht- rtigung und Versöhnung vergegenwärtigt er sich die zu er- artende Wirkung, indem er schreibt: „was nun die Leute zu er Sache sagen werden, wird mich seinerzeit nach meinem Tem- erament mehr erregen, als eigentlich nötig ist." Hierher ziehen vir auch die schöne Stelle, in der er sich am tiefsten giebt, ald nach dem Heimgang seiner Frau, er wolle dem Gott stille- alten, der ihn richte. Also hat es an innerer Arbeit in diesem eben wahrlich nicht gefehlt. Aber wie und wo sie sich auch ußert, sie bleibt weit entfernt von der ziellosen Bedenklichkeit, ie sich selbst verzehrt, und von der ziellosen Ueberschwänglich- eit, die Gefahr läuft, sich selbst zu betrügen. Alle „Meister- ragen," auch die im Seelenleben sind Ritschl ein Greuel, weil ie von der Hauptsache, dem Nächsten, Wirklichen, Notwendigen nd Erreichbaren ablenken. Alles nur Rednerische, Bildliche, Blütenreiche, wie es in der Sprache Kanaans zu Hause ist, neidet er aus demselben Grunde. Einer seiner Freunde schreibt 1874, er kenne aus seiner Lebzeit kein Buch, das so wissen- schaftlich und so erbaulich zugleich sei: „nicht nur ein Lehrbuch, nein ein Lesebuch, ein Brevier haben Sie den Theologen in die Hände gegeben." Viele von uns werden diesen Eindruck heute noch und immer wieder bestätigen. Aber man kann dabei zugeben, daß die weichern Töne, der vollere Wohllaut, das Frische und Kühne der religiösen Symbolsprache wenig oder gar nicht zur Geltung kommen. Es wäre gegen Ritschls Natur gewesen, es wäre mit der norddeutschen Nüchternheit, mit der strengen Zucht der Gedanken, mit der Selbstbeschränkung des Meisters, mit der Straffheit seines Wesens unvereinbar gewesen, sich da und dort gehen zu lassen. Lieber schweigen, wo nichts mehr zu reden ist — das ist nun einmal sein Grundsatz.

So erklärt sich auch seine rücksichtslose Polemik wider die theologischen Gegner. Niemand konnte mehr von Gemeinsinn erfüllt, niemand mehr bereit sein, für seine Person hinter der Sache zurückzutreten. In dieser Beziehung steht Ritschls Cha- rakter völlig einwandsfrei und untadelhaft da. Wir erinnern auch an seinen Humor, mit dem er zwar weniger den Gegnern, aber sich selbst zu Hilfe kam, um alle eigentliche Verbitterung, alles innerlich gehässige Wesen von sich abzuschütteln. Als er unter dem 18. Januar 1883 einen Brief aus Hermannsburg erhalten hatte, in dem ein Anonymus wider ihn anging und zum Schlusse schrieb: „Ich mit mehreren Andern beten täglich zum lieben Gott, er möge Sie bekehren, wenn das aber nicht möglich ist, so wolle er Ihnen wehren, daß Sie nicht weiter lehren können" — da spricht sich Ritschl zwar darüber aus, daß alle möglichen schlechten Leidenschaften gegen ihn in Be- wegung seien, und daß es schmerzlich sei, daß die Leute sich so versündigen. In der Folge aber, wenn seine Gesundheit ge- legentlich gestört war, pflegte er zu sagen: „Die Hermannsburger beten wieder." Trotz dieser innern Heiterkeit war er in sach- lichem Streit unerbittlich, zuweilen schonungslos. Sobald er befürchtete, man wolle ihn totschweigen, diskreditiren, mit dem

Bann belegen, brach er gewaltig hervor und wählte die Worte, ohne je zu beschimpfen, doch so, daß sie ins Schwarze trafen. Dadurch hat er sich viele Feinde gemacht. Indessen die Ge- rechtigkeit fordert, zuzugestehen, daß die Art und der Umfang seiner Polemik bedingt war durch das Bewußtsein eines eigen- tümlichen geistigen Besitzes, den ungeschmälert zu erhalten er nicht nur um seinetwillen verpflichtet war.

Ritschls Herrschernatur trug das angeborne Gefühl einer historischen Lebensaufgabe, einer historischen Mission innerhalb der Geschichte des deutschen Protestantismus in sich. Die Stärke dieses an sich unkontrollirbaren Gefühls macht das Geniale in Ritschl aus. Er hatte doch etwas vom dogmatischen Bismarck. Der spröde, unzugängliche, zuweilen einseitig erscheinende, immer sich selbst behauptende Zug seines Wesens diente lediglich dem großen Gedanken, dem er lebte. Man wird dies Lebenswerk im Kern richtig verstehen, wenn man als Ziel ins Auge faßt, die wichtigsten und folgenschwersten Anregungen Schleiermachers für die deutsche Theologie aus ihrer Verzettelung und Verun- staltung herauszuretten und zu einer Macht im öffentlichen kirchlichen Leben zu erheben. Er selbst hat das nie so gesagt, sondern ist auf die Reformatoren zurückgegangen. Aber in der Auseinandersetzung der reformatorischen Gedanken mit den An- sprüchen einer neuen Zeit begegnet er sich auch da, wo er ihn bekämpft, thatsächlich nur mit Schleiermacher. Ich habe, als ich im Jahre 1889 in den Preußischen Jahrbüchern einen Nach- ruf auf Ritschl veröffentlichte, den Abstand zwischen ihm und Schleiermacher in seinem Sinn stark betont. An dieser Stelle und in diesem Zusammenhang trage ich kein Bedenken zu sagen, daß die Aehnlichkeit beider größer ist als ihr Widerspruch, und daß Ritschls Bedeutung nicht zum mindesten darin liegt, daß er der überlegne Vollstrecker des Schleiermacherschen Testaments gewesen ist. Es bedurfte eines so gesammelten, in sich ge- schlossenen, auf das Unumgängliche bedachten, die Elemente der Religion mit dem Instinkt des Genius erfassenden und zu- sammenhaltenden Geistes, um die neuen Gruppirungen der reli- giösen Gedanken, nämlich wie Treitschke es einmal ausdrückt, daß ein protestantischer Christ wahrhaft fromm und frei zugleich sein dürfe, erfolgreich durchzusetzen. Indem Ritschl den christ- lichen Glauben an die Person Jesu Christi knüpfte, ohne auf die dogmatische Lehre über die zwei Naturen zu verpflichten, indem er das Christentum als eine große geschichtliche Bewegung auffaßte, die uns ergreift und zur Gemeinde zusammenschließt, ohne daß der kirchliche Amtsbegriff ins Mittel tritt, indem er das religiöse Leben des einzelnen Gläubigen in Gebet und Gottvertrauen beschlossen sah, aber ohne den rationalistischen Beigeschmack, daß es uns irdischerweise wohlgehen müsse, indem er die christliche Sittlichkeit gemäß der Lehre vom Reiche Gottes vor allem in das Berufswirken setzte, aber ohne den Kultus der bloß bürgerlichen Gerechtigkeit, indem er also an allen Punkten die Brücke schlug zwischen Glauben und Leben, aber den überweltlichen Charakter des Erlebten nach Herkunft und innerm Wert betonte, hat er einen Grundriß des Christentums gegeben, über dem die nachdenksamen, thätigen, nüchternen und unabhängigen Gemüter, denen wir am Ausgang des Jahr- hunderts so oft begegnen, das Haus ihres Lebens erbauen können. Seit den Tagen der lutherischen Orthodoxie und wiederum seit den Tagen des Rationalismus, die beide imstande gewesen sind, dem deutschen Bürgertum ein Gepräge zu geben, geht dieses Bürgertum in religiöser Beziehung ratlos und ziel- los einher. Die schaffenden Stände unsers Volkes fühlen zwar den Wert der Religion, aber sie finden nicht den Ausdruck, der diesen Wert richtig umschriebe und ihrem Gefühl genügte. Wir erinnern an Moltkes Bekenntnis, das wie ein grelles Schlaglicht unsre haltlose Lage aufgedeckt hat. Aus der Ueber- zeugung von dieser Haltlosigkeit ist Ritschls Lebenswerk er- wachsen. Es bietet sich als ein Versuch an, den Ton zu treffen, von dem man hoffen dürfte, daß er in Vielen, deren Ohr ab- gestumpft ist, lebendigen Widerhall fände. Der Versuch ist gewiß nicht fehlerlos geraten. Unsre Freunde haben das oft gesagt. Die Freimütigkeit derer, die zu Ritschl gehören, kann kaum noch übertroffen werden. Zuweilen scheint es gar, als wolle man nach einem gewissen unpraktischen Erbrecht die theo-

logischen Latifundien des großen Göttingers zerschlagen und die einzelnen Parzellen dem Bedürfnis oder der Laune Meistbietender überlassen. Wie dem auch sei, eben diese Gesamtleistung, der Versuch einer neuen, eigenartigen Komposition der uralten, unvergänglichen, aus der Ewigkeit stammenden und in die Ewigkeit gehenden Elemente des christlichen Glaubens ist Ritschls unsterbliches Verdienst. H Scholz

---

Die Theosophische Gesellschaft und verwandte Gesellschaften

Uebersicht: 1. Madame Blavatsky, die Gründerin der Theosophischen Gesellschaft; 2. Lehre und Entwicklung der Theosophischen Gesellschaft; 3. Die Spaltung in der Theosophischen Gesellschaft; 4. Die Mahâ-Bodhi Society; 5. Gesellschaft für esoterisches Christentum; 6. Die Rosenkreuzer; 7. Die Martinisten; 8. Verhältnis der Theosophie zum Christentum*)

1. Madame Blavatsky, die Gründerin der Theosophischen Gesellschaft

Die Theosophische Gesellschaft, die gegenwärtig über die ganze Erde in verschiednen Zweigvereinen verbreitet ist, wurde von der bekannten russischen Reisenden Madame Blavatsky gegründet. Diese geistreiche, aber exzentrische Dame, die wiederholt als Betrügerin angefeindet wurde, war im Jahre 1831 zu Jekaterinoslaw im südlichen Rußland geboren und von deutsch-russischer Abkunft. Sie entstammte aus den bekannten Geschlechtern der Dolgoruky und Hahn. Aus dem erstern ist der Minister Iwans des Grausamen bekannt, der dadurch zum Günstling des Tyrannen wurde, daß er den Mut hatte, einen ihm zugegangnen mißliebigen Befehl des Kaisers vor dessen Augen zu zerreißen und ihm vor die Füße zu werfen. Wie Dr. Franz Hartmann meint, ist es „deshalb vielleicht erklärlich, daß Helena Petrowea Blavatsky sehr viel Willenskraft und eine außerordentliche Energie besaß.“ (Franz Hartmann, Lotusblüten. Jahrgang 1893, S. 305 ff.)

In der Aprilnummer des Jahrgangs 1896 der Sphinx lasen wir einen Artikel „Cagliostro und Blavatsky,“ in dem ungefähr folgende Behauptungen aufgestellt wurden.

Madame Helena Petrowea Blavatsky war die Reinkarnation des vorher in Giuseppe Balsamo inkarnirten Cagliostro (!). Als man sie einmal um ihr Porträt ersuchte, gab sie statt ihres Bildes das von Cagliostro her und meinte, es sei möglich, daß Cagliostro bald wieder in einer neuen persönlichen Erscheinung und unter einem andern Namen auftreten und hoffentlich das nächstemal besser verstanden werden würde.

Dr. Franz Hartmann weist auf verschiedne Aehnlichkeiten zwischen Cagliostro und Madame Blavatsky hin. Beide behaupteten, in Indien ihre wahre Heimat und ihren Meister zu haben, beide wurden für Charlatans und Schwindler erklärt, beide wollten eine Lehre verkünden, die nicht verstanden wurde, beide verfielen der Inquisition, nur kam für die Blavatsky die moderne der Society for Psychical Research in Betracht. Cagliostro soll angeblich am 26. August 1795 in einem Gefängnisse in der Engelsburg in Rom gestorben sein. Als Thatsache soll aber nur feststehen, daß er um diese Zeit aus dem Gefängnisse verschwand. Von „sehr zuverlässiger Seite“ werde behauptet, daß Cagliostro längere Zeit nach seinem angeblichen Tode sich im Hause der Großeltern Blavatskys in Rußlan aufgehalten habe, und daß während seines dortigen Aufenthalt die merkwürdigsten Dinge beobachtet wurden.

Die Theosophin heiratete im Alter von siebzehn Jahre den sechzigjährigen russischen General Blavatsky, wie sie späte erklärte, nur aus Eigensinn und Mutwillen. Eines Tage schlug sie ihn, da sie des ehelichen Zusammenlebens überdrüssi wurde, mit einem silbernen Leuchter zu Boden, entfloh dann da sie die Folgen fürchtete, und irrte in der weiten Welt umher

Während eines Aufenthalts in London will sie mit einem hoch gestellten indischen Weisen zusammengetroffen sein, der sich ihr als ei Mitglied einer geheimen Brüderschaft zu erkennen gab, die angeblic in einer der abgelegensten Gegenden des Himalaya sich aufhalten un die höchste Weisheit, die der Mensch erlangen könnte, durch mystisch Schulung sich erworben haben soll. Der erleuchtete Meister aus diese Gemeinde der „Mahatmas“ soll ihr nun mitgeteilt haben, sie sei zu Leitung einer großen Bewegung berufen, die die alte mystische Weisheit der Indier als die Grundlage aller Mysterien und Religionen i dem ganz und gar der naturalistischen Philosophie anheimgefallne Westen wieder verbreiten sollte. Sie müsse aber, um sich für ihre Beruf vorzubereiten, eine Zeit lang unter den „Mahatmas“ in Tibe sich mystischen Uebungen hingeben.

Madame Blavatsky will diesem Rufe gefolgt und nach Tibe gezogen sein, obwohl sie mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte Daselbst soll sie dann die erste Anregung zu ihren bekannten Werke Isis unveiled und Secret Doctrine erhalten haben, die als ein Systen der Kosmologie, Theologie und Psychologie, angeblich unter teilweise Inspiration der „Mahatmas,“ von ihr verfaßt wurden.

Die in ihnen aufgestellten mystischen Theorien will Madam Blavatsky auch vielfach praktisch bewiesen haben. Sie behauptete unte anderm, daß Oberst Olcott, den sie in Amerika kennen lernte, mit ih durch ein „mystisches Band“ verknüpft und bestimmt sei, die Bewegun zu leiten, wofür er auch noch Beweise von den „Meistern“ erhalte würde. Und dieser erzählt auch wirklich, er habe bald darauf di Erscheinung eines „Mahatmas“ gehabt, der ihm die Leitung der Gesellschaft mit Blavatsky anbot. Er habe anfangs das Ganze für ein Hallucination gehalten. Der Mahatma habe jedoch plötzlich seinen Turba abgenommen und dieser sei dann in seinen Händen geblieben, als de Meister bereits verschwunden war. Dieses wunderbare Ereignis hab ihn bestimmt, sich ganz der theosophischen Lehre zu widmen.*)

Ueber sein Verhältnis zu Madame Blavatsky hat Olcot übrigens vor einiger Zeit eingehend in einem Werke berichtet „Alte Tagebuchblätter“ betitelt (Old Diary Leaves, The tru Story of the Theosophical Society. By Henry Steel Olcott New-York and London. G. P. Putnams Sons, 1895). Mi merkwürdiger Aufrichtigkeit spricht Olcott hier von Verschiednem vielfach auch in scherzhafter Form, offenbar in der festen Ueberzeugung, daß dies der Theosophischen Gesellschaft doch nich mehr schaden könne. Er sagt darüber selbst, daß es seine Ansicht nach unmöglich sei, die Theosophische Gesellschaft zu vernichten, wenn man nicht nachweisen könne, daß ihre Zweck dem öffentlichen Wohl zuwider oder die Lehren ihrer Leite verderblich und demoralisirend seien.

Die erste Begegnung der beiden Theosophen hatte nichts Außergewöhnliches. Olcott sagte: Permettez-moi, Madame! und gab ihr Feuer für ihre Cigarette. So begann die Bekanntschaf der beiden Gründer der weltumfassenden Weisheitsreligionsgesellschaft mit Rauchen. Sie endete aber nicht wieder in Rauch sondern diesem Rauche folgte, wie Olcott sagt, allmählich ein großes Feuer.

Es ist von psychologischem Interesse, aus der Erzählung Olcotts entnehmen zu können, wie nach und nach der stark Wille der Magierin die Herrschaft über seinen schwächern Willen und Verstand erlangte. Anfangs versuchte sie in seinen spiritistischen Tendenzen einen Anhaltspunkt für spätere Beeinflussungen zu gewinnen, sie ging scheinbar auf sie ein und suchte seinen Glauben an die spiritistischen Phänomene zu kräftigen, obwohl sie selbst nicht daran glaubte oder vielmeh der indisch-esoterischen Ansicht huldigte, daß die Geister nu „Astralleiber“ der Verstorbnen seien. Später aber weihte si ihn in ihre Geheimnisse ein und überzeugte ihn davon, da der Spiritismus nur die Vorschule für die wunderbare Magi der Mahatmas und diese allein im Besitze aller Wahrhei und Weisheit seien. In nicht langer Zeit war es ihr gelungen ihn zu ihrem willenlosen, blindgläubigen Sklaven zu machen.

---

*) Zweite Folge der Artikelreihe Spiritismus und Theosophie Nr. 16, 17 u. 18. Manche von unsern freundlichen Lesern oder Leserinnen sind schon unruhig geworden, weil wir den spiritistischen und okkultistischen Bestrebungen eine unbefangne Aufmerksamkeit zugewendet haben. Wir hätten sollen alsbald einen kräftig ablehnenden Standpunkt vertreten! Dagegen halten wir es für eine Pflicht der christlichen Billigkeit und Besonnenheit, zunächst einmal zu fragen, welchen Umfang und welche Art diese ganze heut nicht mehr zu übersehende Geistesströmung bisher angenommen hat. Bei der Mannichfaltigkeit und Komplizirtheit ihrer Vertretungen ist das nicht so schnell abgemacht. Wir bitten also die Leser, die überhaupt Interesse für dieses Gebiet modernen Geisteslebens haben, in Ruhe mit uns die weite Wanderung zu machen. Andre können ja getrost diese Artikel überschlagen. Uns ist nicht bange, daß wir schließlich zu einer guten Meinung kommen werden. D H

*) Augustheft der Sphinx, 1894. Artikel von L. Deinhard: Da Rätsel des Astralkörpers.

Obschon Olcott in seinem Buche öfters seiner Verehrung [illegible]ie verstorbne Magierin Ausdruck giebt, erzählt er doch viele [illegible]e, die nicht zu ihrer Heiligsprechung passen.

Schon im Foreword spielt er auf ihre offenkundigen [illegible]r an und stellt sie als eine gewaltthätige Frau hin, die gewöhnlich einer derben Sprache bedient habe. „Sie fluchte die Armee in Flandern.“ Trotz ihrer erstaunlichen Energie [illegible]sie aber doch das Opfer jedes Wichtes geworden sein, der etwas vorlog. Olcott erklärt ferner, daß sie gewiß keine Eigenschaften besessen habe, die man bei einem geistlichen [illegible]er vorauszusetzen gewohnt ist. Auch ihre Aufrichtigkeit [illegible]at wohl in Zweifel gestellt werden zu können. Olcott macht [illegible]n Hehl daraus, daß sie, als den leichtesten Weg, um der [illegible]vierigkeit, die Wahrheit zu sagen, zu entgehen, den wählte, selbst zu widersprechen und ihre Freunde zu verwirren. [illegible] ihre Zwecke zu erreichen, hielt sie alle ihre Schüler zum [illegible]n. Ich glaube, äußert er sich, daß ich eine Reihe von [illegible]uen nennen kann, die Briefe von ihr besitzen, in denen ge[illegible] wird, daß sie ihre Nachfolgerinnen in der Leitung der [illegible]osophischen Gesellschaft sein sollen, und ebenso viele Männer, [illegible] sie als ihre einzig wahren Freunde und aufgenommnen [illegible]las (Jünger) erklärte. Ich habe eine Anzahl solcher Be[illegible]sstücke und hielt sie für Schätze, bis ich beim Vergleiche mit [illegible]tern Schriften fand, daß Andre in ähnlicher Weise ermutigt [illegible]den und sah, daß alle ihre Eulogien wertlos waren. Er [illegible]erkt ferner, er könne nicht sagen, daß sie loyal war. „Wir [illegible]ren für sie, glaube ich, nicht mehr als Bauern in einem [illegible]achspiel. Und niemals hielt sie Geheimnisse, nicht einmal [illegible] kompromittirendsten.“

Trotz alledem hält sie aber Olcott für einen „geistigen [illegible]loß,“ ihre Bekanntschaft kam seiner Ansicht nach einer auf[illegible]reunden Bildung gleich, und man mußte sie lieben und hoch[illegible]itzen.

Ganz besonders scheint ihr Freund durch ihre Wunder[illegible]be suggestionirt worden zu sein, obschon er, wie man aus [illegible]nen Erzählungen entnehmen kann, manchmal gewaltigen Ver[illegible]cht gehegt und vermutet haben mag, daß sie ihn hinters Licht [illegible] führen versuchte, wenn sie Gelegenheit hierzu zu haben [illegible]aubte.

Er gesteht selbst ein, daß viele der Wunder Blavatskys [illegible]urch ihr ausgezeichnetes Suggestionistentalent erklärt werden [illegible]nnen, und er selbst war offenbar auch sehr leicht suggestibel. [illegible]ein Bericht von dem Läuten lieblicher Glöcklein unter den [illegible]leidern der Magierin, dem Ausströmen von Wohlgerüchen aus [illegible]rer Hand oder dem Hervorzaubern von Bildern auf Papier, [illegible]r Zitation von Elementargeistern in Gestalt weißer Schmetter[illegible]nge mag hierauf hinweisen.

Manche ihrer „Wunder“ mögen übrigens sogar den leicht[illegible]läubigsten Spiritist wenig glaublich erscheinen. Dazu gehört [illegible]ohl die „Schöpfung“ eines hübschen Schäfleins zum Spielen [illegible]ür ein böses Kind, um es zu beschwichtigen; merkwürdig ist, [illegible]aß Oberst Olcott ausdrücklich versichert, das Spielzeug sei „nach [illegible]einer positiven Kenntnis“ im Moment zuvor noch nicht da[illegible]ewesen. Manche werden vielleicht der Ansicht sein, daß solche Suggestionistenkunststückchen einer Religionsstifterin unwürdig [illegible]ind. Wieweit Madame es übrigens in illusorischer Beeinflussung [illegible]hres Freundes brachte, geht z. B. aus dem Berichte hervor, daß sie ihm einmal Edelsteine im Werte von 10000 Pfund zeigte, obwohl sie keinen Pfennig in der Tasche hatte, oder daß sie sich für ihn unsichtbar machte. Uebrigens war sie schließlich so anständig, ihre Opfer zur Belohnung in ihren Künsten zu unterrichten, weshalb auch Olcott behauptet, er könne solche Dinge, wie viele der erzählten, selbst machen.

> Man kann nicht nur, so schreibt er, einen kleinen Diamanten unsichtbar machen, sondern auch den Menschen, alle in einem Raume Anwesenden, ein Haus, einen Baum, Fels, Weg, Berg, kurz, die hypnotische Suggestion schließt grenzenlose Möglichkeiten in sich.

Uebrigens scheinen Blavatsky und Olcott in ihren Fertigkeiten nicht nur von den indischen Zauberern, sondern auch von gewissen „weißen koptischen Magiern“ noch übertroffen zu werden.

So erzählt Madame, sie sei einmal in der Wüste mit einem derartigen Menschen oder vielmehr Göttersohn gereist

und habe, als sie des Abends kampirte, den sehnlichen Wunsch ausgesprochen, eine Tasse guten französischen Café au lait zu haben. Da sei der Magier zu dem Kamel gegangen, das das Gepäck trug, habe Wasser aus dem Schlauch geschöpft und sei dann nach einer Weile wieder zurückgekommen, in der Hand eine Tasse rauchenden Milchkaffees bringend. Blavatsky war sehr erstaunt und erfreut über dieses angenehme Wunder; sie wußte übrigens, „daß ihr Begleiter ein Adept von hoher Macht war.“ Sie dankte und trank, fand das Gebräu ausgezeichnet und erklärte, niemals bessern Milchkaffee im Café de Paris getrunken zu haben. Der Magier sagte nichts, verbeugte sich und stand da, wie wenn er darauf wartete, die Tasse zurückzuerhalten. Blavatsky schlürfte das duftende Getränk und schmatzte vergnügt — aber plötzlich war zu ihrem Leidwesen der Kaffee verschwunden und nichts als Wasser in ihrer Tasse. Es war aber auch niemals etwas andres darin gewesen, „sie hatte nur die Maya (das Scheinbild) heißen duftenden Mokkas“ geschlürft.

Die indischen Zauberer scheinen allerdings auch große Fähigkeiten zu besitzen, aber sie in andrer Weise anzuwenden. Interessant sind die Andeutungen über die Gabe der „Projektion“ (Aussendung) des Doppelgängers, die sie und ihr Schüler Olcott, wie er behauptet, besitzen wollen. Bemerkenswert und humoristisch ist ein hiermit in gewisser Hinsicht zusammenhängendes, von ihm wiedergegebnes magisches Rezept aus dem Buche Páncharátra Pádmasamitá Charyapada (Kap. 24, Vers 131—140). Dadurch soll die Thätigkeit, die Toten durch Aussendung und Uebertragung des eignen Doppelgängers und „Astral“körpers (Aetherleibes) wieder zu erwecken, bewirkt werden. Darin heißt es:

> Ich sage dir jetzt, o Lotosgeborner, die Art, wie man in einen andern Körper gelangen kann. . . . Der Körper, der gebraucht werden soll, soll unversehrt, rein, von mittlerem Alter, mit allen guten Eigenschaften ausgestattet sein und frei von den schrecklichen Krankheiten, die von der Sünde stammen. Er soll in einen geschlossenen Raum gelegt sein, mit dem Gesichte nach oben und mit ausgestreckten Füßen. Neben seine Füße sollst du dich nun in einer Stellung der Yoga (d. h. einer solchen, die von der Indiern vor den Versuchen, in Ekstase zu kommen, angenommen wird) setzen, aber vorher sollst du mit geistiger Konzentration lange diese Yogamacht geübt haben. . . . Dazu mußt du Jiva (den Aetherleib) im Gehirn konzentriren und durch die Nasenlöcher in den Raum aussenden. Zuerst sende es bis zur Höhe eines Palmbaums, dann fünf Meilen weit, indem du täglich übst, bis du darin Vollkommenheit erlangt hast. Dann führe dieser Jiva in den gewählten Körper ein durch den Pfad der Nasenlöcher, bis es das leere Sonnengeflecht erreicht, dort seinen Wohnsitz aufschlägt, die tote Person wiederbelebt und verursacht, daß sie gesehen wird, wie von den Toten auferstanden.

Die Mahatmas sollen neben sonstiger magischer Beeinflussung die Gründerin der Theosophischen Gesellschaft auch bei der Verfassung ihrer okkultistischen und theosophischen Schriften, wie z. B. Isis unveiled, inspirirt haben. Colonel Olcott weiß hierüber Interessantes zu berichten. Befremdend ist übrigens seine Erklärung, wie er sich schlechte Witze über die Magier und die Inspirirte erlaubte, die eine eigenartige Zurechtweisung zur Folge hatten. Als einmal Madame begann, an ihrem Werke Isis unveiled zu schreiben, machte er die Bemerkung: Well, old horse, let us get to work. Im nächsten Augenblick war er tief beschämt, da der Ausdruck der verletzten Würde im Gesichte Madames ihm bewies, mit wem er zu thun hatte. — Solche Vorfälle müssen manchmal das gute Einvernehmen zwischen den „theosophischen Zwillingen,“ wie Blavatsky und Olcott sich nannten, gestört haben.

Die Aussagen der Blavatsky erschienen manchem Kenner der indischen religiösen Verhältnisse nicht recht glaublich, da die indischen Mystiker ja wegen ihrer Weltflucht und ihrer Abneigung gegen vertrauten Verkehr mit Frauen bekannt sind. Man bezweifelte, daß sie der Madame Blavatsky ihre höchsten Geheimnisse theoretisch und praktisch gelehrt haben konnten. Ein Londoner Psychologe, Dr. Hodgson, erhielt daher von der Society for Psychical Research den Auftrag, in Indien über die Wahrheit der Behauptungen der Theosophin genauer nachzuforschen. Er hat, angeblich nach den Aussagen der Personen, die mit Madame Blavatsky in näherer Verbindung waren, einen Bericht abgefaßt, in dem sich unter anderm die Behauptung findet, daß sie nur mit „Chelas,“ d. i. Jüngern

mystischer Meister, aber nicht mit letztern selbst in näherer Beziehung war, ferner daß sie gewisse magische Phänomene, die ihr zur Bekehrung von Ungläubigen dienten, z. B. die Uebermittlung gewisser „Mahatma"briefe, die urplötzlich geheimnisvoll den Zweiflern zugestellt wurden, in betrügerischer Weise auf natürlichem Wege hervorgebracht habe. Nach dem Berichte sollen die Erscheinungen der Mahatmas durch eigens dazu angestellte Personen und eine Puppe inszenirt worden sein, die Christoforo genannt wurde. Die durch Fernwirkung aus Tibet nach dem theosophischen Hauptquartier beförderten Briefe und Sendungen der Mahatmas soll die Blavatsky durch Oeffnungen im Plafond den Gläubigen übermittelt haben, auch soll sie durch gefälschte Telegramme, die sie durch Helfershelfer aufgeben ließ, und als deren Absender sie die Mahatmas oder Chelas ausgab, Zweifler zu bekehren versucht haben. Sie soll sich durch langjährige Uebung eine derart verstellte Schrift angeeignet haben, daß selbst Schriftexperten nicht die gleiche Hand in ihrer gewöhnlichen und der verstellten Schrift erkannten, und daß die Entlarvung nur durch Prüfung von Schriftproben aus einer frühern Periode, in der die Blavatsky sich noch nicht geübt hatte, möglich war. Sodann sollen sich in ihrem Hause, wie angeblich ein aufgenommner Plan ergeben hat, im Mauerwerk eigens für den Betrug hergestellte geheime Hohlräume und Oeffnungen befunden haben, die die Helfershelfer der Blavatsky zu den sogenannten mystischen Wundern benutzten.

Hodgson behauptet überdies noch, daß die Blavatsky als russische Agentin die Aufgabe verfolgt habe, die Hindus dem englischen Einflusse zu entziehen.

Die Theosophin suchte mit ihren Anhängern diese Angriffe zu entkräften. Sie behaupteten unter anderm, daß ein Ehepaar namens Colomb, das sie seinerzeit aus Mitleid zur Führung ihres Haushalts in Indien aufgenommen habe, das aber mit dem, was sie ihm bot, nicht zufrieden war, dem Delegirten der Londoner Gesellschaft verleumderische Berichte geliefert habe.

Sie will mit den Mahatmas immer, auch nach ihrer Rückkehr aus Indien, in geistiger Beziehung geblieben sein. Während der Periode ihres Lebens, der Jahre 1867—1870, von der man am wenigsten weiß, behauptet sie in Tiflis in hypnotischem Zustande gewesen zu sein, während ihr Geist bei den Mahatmas ein zweites selbstbewußtes Dasein führte.

Die Gründung der Theosophischen Gesellschaft vollzog sie am 17. November 1875 in Newyork in Verbindung mit Oberst Olcott. Sie sollte keine neue Religionsgesellschaft sein, keinen neuen Kultus bieten, sondern nur die Doktrinen verbreiten, die nach theosophischer Anschauung Wissenschaft und Religion vereinen und die mystische Entwicklung des Einzelnen fördern.

Frau Blavatsky kehrte aus Gesundheitsrücksichten im Jahre 1885 nach Europa zurück. Sie begab sich anfänglich nach Torre del Greco am Fuße des Vesuvs, sodann nach Würzburg, Ostende und schließlich nach London, wo sie ihr großes Werk The Secret Doctrine vollendete, nachdem sie angeblich bereits an den genannten Orten, sowie schon an Bord des Dampfers während der Ueberfahrt von Madras nach Neapel von unsichtbaren Händen und auf unerklärliche Weise eine Menge Manuskripte dafür erhalten hatte. Sie starb zu London am 2. Mai 1891.

Ch H

Ist die Deportation vom christlichen Standpunkte aus zu rechtfertigen?

2

Nach diesen sachlichen Bedenken geht Fabarius dazu über, die Deportation aus nationalen, sozialen und religiös-ethischen Bedenken zu bekämpfen. Verbrecher als „Neu-Deutschlands Pioniere" zu bezeichnen, erklärt Fabarius für eine schöne Phrase, wobei man nur den Gedanken nicht unterdrücken kann, ob wohl in England die Pionierarbeit der Sträflinge in Neu-Süd-Wales auch nur als schöne Phrase aufgefaßt wird, oder ob die 27000 Zisternen und 3300 Brunnen in Neu-Süd-Wales (vgl. Freund a. a. O. S. 507) auch nur schöne Phrasen sind. Fabarius schlägt vor, die Kosten für Deportation auf staatliche

Beförderung freier Einwanderung zu verwenden, zumal wir Deutschland genug freie Leute hätten, die sowohl die Freud keit als das Zeug dazu haben, in Afrika Pioniere deutsch Arbeit zu werden. Gewiß wäre diese Methode zu kolonisi theoretisch die idealste, aber die grausame Wirklichkeit schl nun einmal aller Theorie immer wieder in das Angesi Lord John Russel, aufgefordert seine Meinung über die Tra portation, ihre Verbesserung und Aufhebung zu äußern, üb reichte dem Oberhauskomitee vom Jahre 1847 eine Denkschr in der es heißt:

Nach alle dem, was ich in Neu-Süd-Wales vorgehen sah, k ich zu dem Resultat, daß während der ersten Stadien der Kolonisir eines neuen Landes ein sehr hoher Wert auf die Verfügung über Zwangsarbeit von Sträflingen gelegt werden muß. Die große Na frage nach Arbeit, die mit solchen Unternehmungen verbunden ist, ka selten, vielleicht niemals durch freie Arbeiter befriedigt werden. man sich auf diese letztern verlassen mußte, und keine andre Art Arbeitskräften verfügbar war, ist der Fortschritt einer beginnenden A siedlung immer langsam und schwerfällig geblieben. Ich weiß indes sehr wohl, daß die Transportation keine absolute Wohlthat für e Kolonie ist, daß sie vielmehr in einigen Beziehungen nachteilig wi Ich war deswegen der Meinung, daß die fernere Einführung Sträflingen über ein gewisses Maß hinaus nicht fortgesetzt wer sollte, und daß sie, wenn eine Kolonie einen gewissen Grad inne Kraft erlangt hat, langsam und allmählich abgeschafft werden m Die hauptsächlichen Uebelstände, die sich nur durch ihre Aufhebung seitigen lassen, liegen abgesehen von der Zufuhr zu vieler verurteil Verbrecher in den verderblichen Einwirkungen, die der Gebrauch Sträflingen in einem sklavenähnlichen Zustande auf den Charakter Arbeitsherrn ausübt, und in der Eifersucht, die durch den Untersch zwischen einer unfreien und freien Kaste in der Bevölkerung geschaf und fortgepflanzt wird. (v. Holtzendorff, S. 641.)

Fabarius konstruirt sich alsdann folgenden Deportation begriff. Die alte Welt erklärt sich für bankrott, die Quell des Verbrechens verstopfen zu können, und aus dem nack Egoismus heraus, dem wachsenden Verbrechen mit Strafgew zu steuern, scheut sie in der Deportation vor den kostspieligs Maßregeln des Strafvollzugs nicht zurück, anstatt die sozia Schäden zu heilen, die das Verbrechen hervorrufen. Wenn ein Wort für die Deportation ausgesprochen worden ist, so es folgendes Wort von Fabarius:

Nicht beim Strafrecht, dem Schwanz der Schlange, müssen anfangen, das Verbrechertum zu bekämpfen, sondern bei dem Kopf, d sozialen und sittlichen Elend.

Gerade weil die Deportation eins der heilsamsten sozia Mittel ist, die Quellen des Verbrechens zu stopfen, so ist keine Strafart, die ein absterbender Staat versuchen ka sondern sie ist der Versuch, eigentumslose, verbrecher gewordne und dadurch wirtschaftlich gebrochne Existen anzusiedeln und sie dadurch für immer der verbrecherisch Atmosphäre zu entreißen, die sie geboren und erzögen Denn sieht man einmal von den niemals ganz zu erklären oder zu ergründenden im Herzen der Menschen liegend psychologischen Gründen ab, die einen Menschen zum Verbrec machen, so ist eine der sozialen Hauptquellen des Verbrech in der Uebervölkerung Deutschlands zu suchen. Gelänge durch Sträflingsarbeit Kolonien zur Aufnahme eines brei Auswandererstromes zu erschließen, so wäre diese Quelle d Verbrechens abgegraben und damit das Verbrecherprobl nach Fabarius eignen Worten nicht bei dem Schwanze, sond bei dem Kopfe, dem sittlichen und sozialen Elend angepackt.

Das schwerwiegendste, religiöse Bedenken findet Fabari in dem Einfluß, den die große Mehrzahl der Sträflinge die Eingebornen ausübt. Diese deklassirten, ewig rückfällig Elemente würden sich, sobald sie nur wieder selbständig arbei könnten, ihren alten Neigungen zu Trunk, Unzucht, Roh Diebstahl gerade im Verkehr mit Wilden nicht die gering Schranke auferlegen:

Wir wissen namentlich von der Westküste Afrikas her, was einen demoralisirenden Einfluß die Europäersünden auf die Eingebor geübt haben und noch üben (vgl. Fabarius, a. a. O. S. 24). Klagen sind herzbewegend, die die Missionare aller Nationalitäten Kirchenabteilungen über diesen verpestenden Einfluß führen. Und ist — man hat keinen parlamentarischen Ausdruck dafür — es schandvoll, wenn dann vielleicht diese selben, so entsittlichend wirken Europäer die Mission daheim beschuldigen, daß sie keine oder we Frucht schaffe. Wie soll es erst werden, wenn wir durch die Deportat von Verbrechern die Entsittlichung geradezu züchten!

Soll nun das der Dank des Vaterlandes an die Rheinische ission sein für ihre eifrige und treue Hilfe bei der Kolonisation und ür, daß ihre Arbeit Anregung zur Koloniegründung dort uns ge- en — daß man nun durch Deportation ihre langgesegnete Arbeit t, vielleicht zerstört?

Es ist schwer, gegen dieses Bedenken, das mit dem Appell die Dankbarkeit arbeitet und deshalb in dem Herzen jedes issionsfreundes ein Echo finden muß, etwas zu sagen. Daß ropäersünden das schwerste sittliche Hindernis der Mission d, wissen wir alle nur zu gut. Trotzdem aber ist dies gument gegen die Ansiedlung entlassener Sträflinge nur ein heingrund. Es geziemt sich hier ein Wort für unsre Sträf- ge einzulegen. Diese sind doch bessere Menschen, als barius denkt. So lange sie hier zu bleiben verurteilt sind, tet der Fluch der Hoffnungslosigkeit, das niederdrückendste fühl in der Welt, auf ihnen. Innerhalb des Anstaltslebens sten sie, solange sie unter staatlicher Direktion stehen, oft radezu Wunder. Die größten Faulenzer werden in den stalten die fleißigsten Arbeiter, die zwei bis drei Arbeits- nsa in einem Tage spielend bewältigen. Was ihnen in eutschland fehlt, ist das Bewußtsein, daß es der Mühe wert , für etwas zu arbeiten. Eine Strafkolonie, die umsichtig, i aller Strenge aber doch human und aufrichtig religiös, t männlichem Ernst geleitet wird, demoralisirt nicht. Wie i uns die landwirtschaftlichen Arbeiten der Arbeiterkolonien t nachahmenswerte Muster für benachbarte Bauern geworden d, ebenso würde der Geist gutgeleiteter Strafkolonien gensreich wirken können. Daß die religiöse Pflege der De- rtirten auch vielfach den Eingebornen zu gute kommen würde, ollen wir dabei noch nicht einmal so sehr in Anschlag bringen.

Manche Afrikareisende behaupten, daß der Eingeborne den uropäer bis jetzt nur als Herrn kennen gelernt habe, nicht als rbeiter. Infolgedessen dürfe der Weiße keine Arbeiten ver- chten, die der Schwarze leisten könne. Auch dieses sittliche edenken darf nicht als stichhaltig gegen die Deportation lten. Wenn wir wirklich einmal damit Ernst machen wollen, B. in Deutsch-Südwest-Afrika ein Neu-Deutschland erstehen zu ssen, so werden dort wohl die Eingebornen nicht vernichtet erden, aber aussterben, um als Mischvolk unter und mit den eu eingewanderten Deutschen neu zu erstehen. Heute schon nd die südafrikanischen Bastards, die großen Herdenbesitzer üdafrikas, ein lebenskräftiges Volk, Nachkommen aus Misch- hen von Buren und Hottentotten, während die Hottentotten lbst unrettbar aussterben werden.

Das sittliche und erkenntnistheoretische Niveau, auf dem ie Eingebornen im großen und ganzen stehen, können wir uns och gar nicht tief genug vorstellen. Völker, die in feiger Furcht or ihren Häuptlingen leben, bei denen Kindesmord und Blut- chande nichts sittlich Anstößiges ist, die es gar nicht anders vissen, als daß ihre Häuptlinge in irgend einer bösen Laune oder m irgend einen bösen Dämon zu versöhnen einmal ganze Massen hinrichten lassen, die von einer völkerrechtlichen Ver- pflichtung der Stämme untereinander keine Ahnung haben, sondern nit Fatalismus sich in das Schicksal ergeben, von benachbarten Stämmen ohne alle Kriegserklärung überfallen und niederge- netzelt zu werden, ebenso wie sie bereit gewesen wären, das- elbe Schicksal einem andern Stamme auch angedeihen zu lassen, olche Völker werden durch Strafkolonien nicht verdorben. Wohl aber kann die Arbeit einer Strafkolonie ein sehr wesentlicher Faktor werden, wenn es gilt, die Frage zu lösen, wie die Ein- gebornen am praktischsten zur Arbeit erzogen werden können.

Viel größere Sorge als die Strafkolonien bereiten die, die daraus entlassen und angesiedelt werden sollen. In der Auswahl der hierzu geeigneten Elemente, in ihrer staatlichen Beauf- sichtigung nach wiedererlangter Freiheit liegt die Schwierigkeit der Deportation. Einem falschen sentimentalen Freiheitsidol, das die staatliche Aufsicht in allzu engherzige Fesseln schließt, dürfen natürlich die Eingebornen zu Gunsten der Freigelassenen nicht preisgegeben werden. Wer beobachtet hat, welch ein sozialer Wohlthäter der staatliche Zwang für viele Individuen ist, die nun einmal nicht fähig sind, sich selbst zu dirigiren, der weiß, daß dieses falsche Freiheitsidol eine Hauptquelle des sozialen Elends ist. Mit solchen Freiheitsidolen kann man keine Kolonisationspolitik treiben. Die Freigelassenen und Angesiedelten müßten selbstverständlich unter einer ebenso strengen als human gesinnten Staatsaufsicht stehen, die jedem Müßiggang, jeder Verwahrlosung, jedem Mißbrauch der Freiheit sofort und mit Nachdruck entgegentreten kann. Der Zustand in Strafkolonien ist wie in den heimischen Strafanstalten auch in gewissem Sinne dem Kriegszustande ähnlich, der strengere Gesetze fordert als der Frieden. Ein Volk, das erbärmlich vor konsequenten und entschlossenen Anschauungen zurückbebt, ist natürlich nicht fähig, Kolonisationspolitik zu treiben. Dann thun wir am besten, wenn wir durch erneute Sansibarverträge unsre Kolonien recht bald an den richtigen Mann, etwa an Jameson und Cecil Rhodes, bringen, die ja vor keinem Mittel zurückschrecken, und denen das englische Volk nicht so rasch den Prozeß macht, als das deutsche Volk sich beeilt, seiner verdienstvollsten Männer durch irgend einen unfehlbaren Richterspruch sich dankbar zu entledigen. So lange wir aber noch willens sind, unsre Kolonien nicht nach Caprivischen Anschauungen als eine Last zu betrachten, mit denen die Büreaukraten nichts Rechtes anzufangen wissen, sondern als die zukunftsreichen Stätten, wo ein neues Deutschland erstehen soll, so lange wird auch die Deportationsfrage nicht zur Ruhe kommen, da nur der praktische Erfolg den Beweis liefern kann, ob die Deportationsgegner Recht haben, wenn sie behaupten, daß die Deportation demoralisire, oder die Deportationsfreunde, wenn sie behaupten, daß diese Strafvollstreckungsart für die Gefangnen die heilsamste, für die Kolonien und für die Heimat die segensreichste sei. Die Befürchtung einer Demoralisirung der Eingebornen durch Sträflinge kann also bei einer Prüfung der realen Bedingungen, unter denen eine Strafkolonisation einzusetzen hat, nicht Stich halten.

Fabarius macht nun zuletzt den positiven Vorschlag, an Stelle des Strafvollzugs durch Deportation eine Beschäftigung der Sträflinge durch Kolonisirungsarbeiten im Inlande treten zu lassen. Dies war die Lieblingsidee des heimgegangnen Pastors Cronemeyer in Bremerhaven, dies ist das Problem, für das Strafanstaltsgeistlicher Braune in Görlitz mit so viel Begeisterung eintritt. Cronemeyer denkt an die Urbarmachung von Mooren in der Elbniederung, die durch Vermischung mit Seeschlick fruchtbar und dadurch wertvoll gemacht werden sollen. Wenn es auch wirklich gelänge, dieses Problem zu lösen, so würden wir in dem Gebiet, das wir dadurch gewännen, niemals Marschland erhalten, das dichtbevölkert werden könnte, sondern nur höchst mühsam bestellbares, meist steriles Ackerland, das nur eine dünngesäte Bevölkerung zu ernähren imstande wäre. Das deutsche Volk hat aber alljährlich einen Ueberschuß von einer halben Million Menschen zu ernähren. Soviel Menschen könnten wir nie und nimmer in diesen Mooren ansiedeln; im besten Falle gewännen wir durch diese Kolonisation im Inlande noch nicht einmal soviel Land, als wir brauchten, um nur den Ueberschuß eines einzigen Jahres anzusiedeln. Braune denkt wahrscheinlich an die Urbarmachung der Oedländereien durch Kulturarbeiten, wie sie unter Friedrich dem Großen geleistet worden sind. Durch die Entwässerung des 67000 Hektar großen Oderbruchs (1746 bis 1753), durch die nach 1763 erfolgte Entwässerung des 30000 Hektar großen Warthebruchs und des 1600 Hektar großen Netzebruchs wurden äußerst fruchtbare Landstrecken für den Anbau und die Besiedelung gewonnen, die von Friedrich dem Großen selbst mit großem Eifer und bewunderungswürdiger Sachkenntnis geleitet und überwacht wurden (vgl. Kerp, Die deutschen Landschaften. Bonn, 1896, S. 415). Diese Entwässerungsarbeiten sollen einundzwanzig Millionen Mark gekostet haben, und für Besiedelungszwecke, für Förderung des Ackerbaus, der Viehzucht u. s. w soll Friedrich der Große die Summe von 120 Millionen Mark ausgegeben haben. Seit Friedrich dem Großen haben diese Arbeiten in den Oder-, Warthe- und Netzebrüchen geruht. Erst von 1856 bis 1860 wurden solche Kulturaufgaben unter Friedrich Wilhelm IV. zur Entwässerung des fünfzig Kilometer langen und bis zu zehn Kilometer breiten Obrabruches und Anlage der Obrakanäle wieder in Angriff genommeu, wodurch in der Provinz Posen eine fruchtbare Landstrecke für den Anbau und die Besiedelung gewonnen wurde. Auch gegen dieses Projekt

gilt derselbe Einwand, der gegen den Cronemeyerschen Versuch erhoben werden mußte. Selbst wenn wir, was nach so bedeutenden Vorarbeiten in den Oder-, Warthe- und Netzebrüchen jetzt doch nur noch in beschränktem Maße gilt, dort noch einige fruchtbare Ländereien durch Entwässerung und Urbarmachung gewinnen, so bedeutend sind diese zu gewinnenden Ländereien nicht, daß sie uns in der Uebervölkerungsfrage, d. i. der sozialen Frage, eine wesentliche Hilfe bringen würden. Eine wesentliche Hilfe aber wäre es, wenn z. B. ein Land, das an Umfang den des deutschen Reiches um drei Vierteile übertrifft, ein Land, das viele Millionen Deutsche aufzunehmen, das bei weiser Ausnutzung noch nach Jahrhunderten Raum für unsre überflüssige Bevölkerung zu bieten vermag, durch die Pionierarbeit der deutschen Sträflinge für eine massenhafte Einwanderung deutscher Bauernsöhne, deutscher Handwerker und deutscher Fabrikanten gewonnen würde.

Fabarius hat in seiner Broschüre den Gedanken der Deportation hauptsächlich aus sachlichen Gründen, in letzter Linie erst aus religiös-ethischen Gründen bekämpft. Infolgedessen mußte auch hier auf die sachliche Seite der Frage eingegangen werden. Entkleidet man aber das Deportationsproblem alles Beiwerks und legt sich die einfache Frage vor, ob uns irgendwelche religiösen oder sittlichen Bedenken daran hindern müssen, die von anderen Völkern als pädagogisch heilsamste Strafvollzugsart in unsre Strafrechtspflege aufzunehmen, so ist diese Frage zu verneinen. Die Thätigkeit des staatlichen Strafrechts ist fast immer eine negative und zerstörende. Der Strafvollzug ist immer eine der undankbarsten und schwierigsten Aufgaben, die Kulturvölker zu lösen haben. Je mehr der Vollzug der Freiheitsstrafen ersetzt werden könnte durch Geldstrafen, je mehr die Sträflinge statt in eintönigen Zellen in freier Luft beschäftigt werden könnten, je mehr den Entlassenen die Möglichkeit geboten würde, Eigentum zu erwerben, um so positiver, d. h. um so segensreicher würde sich der Strafvollzug gestalten. Solche soziale Gedanken sind nicht unchristlich, es sei denn, daß sittliche Strenge und sittlicher Ernst etwas Unchristliches wären. Es ist kein Hindernis abzusehen, warum nicht solche Arbeiten, wie Cronemeyer und Braune sie erstreben, von Gefangnen geleistet werden sollen; aber auch die wirtschaftliche Erschließung der Kolonien ist ein Problem, an das der Schweiß deportirter Strafkolonisten gewagt werden darf, gilt es doch den höchsten Preis zu erringen, Menschen, die unter den heutigen sozialen Verhältnissen verloren sind, einem neuen sittlichen Leben wieder zu gewinnen. Gerade weil man als Gefängnisbeamter selbst von diesen sogenannten Unverbesserlichen noch eine höhere Meinung hat, als daß sie bloß gut genug zum beständigen Zuchthausmaterial seien, sehnt man sich nach einer Strafvollzugsart, die auch diese Menschen wieder zu Herren ihrer Freiheit machen könnte.

Noch keine Statistik hat den Beweis erbracht, daß die Nachkommen der englischen nach Neu-Südwales deportirten Gefangnen eine höhere Kriminalität aufzuweisen hätten als die Nachkommen der freien Einwanderer. Dort ist das antisoziale, ungesunde, unmoralische Element ausgeschieden worden und ein kräftiges, aufstrebendes Volk an seine Stelle getreten. Sollte das unserm Volke nicht auch möglich sein?*)

Heinrich Reuß

Verschiedenes

(Zur Missionsgeschichte) Warum fehlte der deutschen evangelischen Kirche des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts das volle Verständnis für die Missionsgedanken der heiligen Schrift? Vortrag auf der schlesischen Missionskonferenz, Breslau, den 6. Oktober 1896, gehalten von D. Gustav Kawerau. Breslau, Korn, 1896. 0,50 Mk.

Es ist eine unbestreitbare Thatsache, die auch schon Warneck mit Entschiedenheit behauptet hat und die Kawerau mit neuer Begründung vorträgt, daß unsre reformatorischen Väter weder das Bewußtsein einer Missionspflicht besessen, noch thatsächlich Mission getrieben haben. Frühere Missionsschriftsteller wie Osterland und Plitt-Hardeland haben diese Thatsache nicht anerkennen wollen, weil sie ihnen schmerzlich war. Aber der Wahrheit gilt es die Ehre zu geben! Heute wird niemand mehr wagen, die Thatsache anzuzweifeln. Woher aber erklärt sie sich? Kawerau antwortet: Bei unsern Reformatoren aus der nahen Erwartung des jüngsten Tages (so schon Warneck), bei den Dogmatikern des siebzehnten Jahrhunderts aus „ihrer Lehre, ihrer Theorie vom apostolischen Amt in seinem Unterschiede vom Predigtamt.“ Dieser letztere Erklärungsversuch ist ohne Zweifel richtig. Dagegen bin ich andrer Meinung über die Gründe, die den Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts die Augen gehalten haben für die Missionspflicht. Prüft man ihre Aussagen in dieser Beziehung, so sieht man, daß sie im allgemeinen alle der Ueberzeugung sind, daß sich die Ausbreitung des Christentums wie in der Vergangenheit, so in der Gegenwart ganz von selbst, ohne besondre Unternehmungen, vollzieht. Besonders deutlich läßt sich Luthers Anschauung feststellen. Daß aber nicht die Eschatologie der durchschlagende Grund war, erweist sich schon daraus, daß gar nicht alle Reformatoren mit der Lebendigkeit Luthers diesen Gedanken festhalten, und doch findet sich bei ihnen auch kein Missionsgefühl. Für Näheres verweise ich auf einige Artikel in der Zeitschrift für praktische Theologie 1897, Heft 1 und 3.

Trotz dieser meiner abweichenden Auffassung möchte ich doch unsern Lesern dringend den fesselnden Vortrag, der, wie alles, was Kawerau schreibt, reiche Belehrung bietet, empfehlen. Unsre Gebildeten müssen endlich auch über die Mission und ihre Geschichte sich zu unterrichten suchen. Denn die Mission ist eine der wichtigsten kirchlichen und zugleich kulturellen Arbeiten der Gegenwart.

Drews

(Die Missionswissenschaft auf der Universität) Auf die Bedeutung von Gustav Warneck für die Entwicklung des Missionslebens in Deutschland ist in diesem Blatte schon öfters hingewiesen worden. Jeder Freund der Mission weiß, daß er an der gegenwärtigen Verbreitung des Missionsinteresses ein wesentliches Verdienst hat und seit Dezennien in Wort und Schrift unermüdlich um die Weckung des Verständnisses der Missionspflicht der evangelischen Kirche bemüht gewesen ist. Wenn vor kurzem einer unsrer besten Missionskenner und Missionspraktiker Warnecks „Evangelische Missionslehre“ hier zur Besprechung brachte, so mag es heute erlaubt sein, eine andre Schrift der Beachtung zu empfehlen, die Broschüre: Das Bürgerrecht der Mission im Organismus der theologischen Wissenschaft (Berlin, Warneck 0,50 Mk.) Dieses Thema wird von Warneck hier nicht zum erstenmale erörtert, aber trotzdem kann das Schriftchen auf ein besondres Interesse rechnen, denn es ist die Antrittsvorlesung, mit der Warneck vor wenigen Wochen seine Lehrthätigkeit an der Universität Halle-Wittenberg begonnen hat. Was die Missionswissenschaft leisten kann und soll, welche Fülle von ungelösten Aufgaben und Problemen sie umschließt, wie der Missionsgedanke alle Zweige der Theologie zu befruchten vermag, wird auf wenigen Blättern in prägnanter Kürze und von hoher Warte aus entwickelt. Wir möchten alle, die für die Mission ein Herz haben und doch nicht jenes oben genannte große Werk studiren können, angelegentlichst zur Lektüre dieses Büchleins einladen. Es ist vortrefflich geeignet, dem bedauernswerten Vorurteil den Boden zu entziehen, als ob die Missionsgeschichte nichts andres sei als die Geschichte der Bekehrung einzelner Eskimos oder Papuas.

Möge dem ehrwürdigen Verfasser vergönnt sein, was vor einem Menschenalter Graul in Erlangen versagt blieb, in voller Frische den Ertrag langer der Mission gewidmeter Jahre vom Katheder aus der theologischen Jugend übermitteln zu können.

C Mirbt

(Kurze Geschichte der Trinksitten und Mäßigkeitsbestrebungen in Deutschland) von Dr. Wilhelm Bode. München, J. F. Lehmann. 227 S. 2,40 Mk.

Das vorliegende Büchlein ist „kein gelehrtes Werk, bestimmt für Männer der Wissenschaft; es wendet sich vielmehr an alle, die über den Kampf gegen die Unmäßigkeit mitreden, und besonders an alle, die an diesem Kampfe teilnehmen wollen,“ sagt der Verfasser Dr. Bode, dessen Name den Lesern der Christlichen Welt ja kein fremder mehr ist, im Vorwort. Die geschichtliche Betrachtung der Frage soll die, die sie zu lösen trachten, vor vielen Irrtümern bewahren. „Ein wirklicher Historiker nun, meint Bode, hätte die Aufgabe besser gelöst, als der vielbeschäftigte Geschäftsführer eines großen Vereins, aber wir können auf diesen Historiker nicht noch länger warten.“ Sollte jetzt ein zunftmäßiger Historiker über das Buch kommen und die Vollständigkeit des Materials oder die diplomatische Genauigkeit der Quellennachweise vermissen, so würde sich gewiß Dr. Bode nur freuen; denn das diente seiner Sache, das erzeugte neues Interesse. Seine Absicht die Leser durch Lebendigkeit der Darstellung in den deutschen Kampf gegen den Trunk einzuführen, ist jedenfalls erreicht.

Bei aller Kürze ist diese Geschichte doch reichhaltig genug. Die beiden ersten der zehn Abschnitte des Buches und der ergänzende Anhang geben die Geschichte der Trinksitten von des Tacitus vielgenanntem Zeugnis über die alten Deutschen, die immer noch eins tranken, bis zu den furchtbaren Zahlen des modernen Alkoholverbrauchs. Daran schließt sich die naturgemäß genauere Geschichte der Mäßigkeitsbestrebungen in sechs Abschnitten. Planmäßig treten diese Bestrebungen erst am Ende der dreißiger und Anfang der vierziger Jahre dieses Jahrhunderts auf, und zwar sogleich in erstaunlicher Stärke. Vorher kann nur von einzelnen Warnungen wahrer Volksfreunde und beschränkten Maßnahmen einsichtsvoller Fürsten und Obrigkeiten die Rede sein. In der bezeich-

---

*) Unserm verehrten Mitarbeiter, Herrn Divisionspfarrer Fabarius, steht selbstverständlich ein Wort der Erwiderung frei. Die Sache ist ja schwierig genug und verlangt eine ernste Prüfung des Für und Wider. Einstweilen scheint uns das Uebergewicht der Gründe für die in obigem Artikel niedergelegte Ansicht zu sprechen. D H

n Periode aber ist nach Bodes Urteil die Mäßigkeitsbewegung unter Zeitströmungen überhaupt eine der stärksten. Wir hören nun von Volkserhebung wider den Branntwein, den katholischen Mäßigkeits- teln und dem mit der Aufregung von 1848 zusammenhängenden ergang der Bestrebungen. Anfangs der achtziger Jahre vereinigen endlich die zerstreuten Trunkgegner wieder zu gemeinsamem Handeln. er die Ziele und den Umfang der jetzt in Deutschland bestehenden eine (es sind vor allem der Verein gegen den Mißbrauch geistiger ränke, die Guttempler, der Alkoholgegnerbund und das blaue Kreuz) den wir aufs beste belehrt. Charakteristiken einzelner hervorragender sönlichkeiten, Aeußerungen bekannter Männer unterbrechen und be- n die Vereinsgeschichte und Statistik. Die beiden Schlußkapitel ent- eln die Pflichten des Einzelnen, je nach seinem Berufe. „Wir können t, so schließt der Verfasser, in absehbarer Zeit alle Landsleute von Unmäßigkeit abbringen. So müssen wir uns bescheiden mit dem, s wir können. Wir können viele Tausende vor Verführung bewahren, klären und zum Guten leiten; wir können vielen Tausenden den g ins Verderben erschweren und verbauen, so daß sie nicht weit auf vorankommen. Wir können in so manchem Kreise die geltenden sichten verbessern und die Sitten reinigen, so daß jedes neue Ge- echt von gesünderer Luft umgeben ist. Wir können Familienglück ten und wiederherstellen, wir können Menschenseelen retten und be- hren. Das ist ein herrliches Werk.“ W L

(Ellen) von Helene Dickmar. Uebersetzung aus dem Norwe- chen, durchgesehen von Ernst von Bothmer. Gotha, Perthes. 2,40 Mk.

Man fühlt sich eigentümlich berührt, wenn aus der Fülle moderner teratur ein Einzelwerk sich als etwas so Besondres heraushebt. In Technik der künstlerischen Darstellung kann diese Erzählung dem ten aus der nordischen Novellistik an die Seite gestellt werden. Die benstragödie, die sich vor uns aufthut, fließt als Stimmung in unsre Seele.

Ihre Besonderheit aber liegt darin, daß sie mit Ibsenscher Schärfe d Unnachsichtigkeit, mit Björnsonscher Empfindungskraft Probleme be- ndelt, die der Naturalismus für überwunden erachtet. In lebendigen, beirrbaren Gewissen brechen sich die Konflikte von Pflicht und Neigung, e und Liebe. Das Recht der Leidenschaft und seiner Grenzen, das cht der freien Wahrheitsforschung auf religiösem Gebiet bilden die nschlagsfäden des realistischen Gewebes und sind der eigentliche halt der kleinen Erzählung. Doch quellen sie so durchaus aus der rken Eigenart der handelnden Personen, daß sie ganz den Reiz dividuellsten Erlebens tragen. Das Martyrium, das der Held wegen ner „modernen“ Bestrebungen im Schul- und Religionsunterricht, in zialen Reformen erleidet, ist das Geschick aller, die ihrer Zeit voraus- len und sich doch keiner Partei anschließen können. Harald Lassen öchte die alten Menschheitsideale der Jugend in ihrem ewigen und sich ets verjüngenden Glanze erhalten, sie aber in neue, der modernen Er- nntnis angepaßte Formen fassen und zugleich durch die Errungenschaft odernen Wissens vertiefen.

Ein grimmiger Ernst geht durch das Buch. Es fehlt jeder, auch r leiseste Zug versöhnenden, ausgleichenden Humors, in dem die Span- ung der Gegensätze sich nur auf einen Augenblick löste. Ellen ist eine rbe, schroffe Natur von antiker Hoheit und völlig modernem Gepräge. ie Frauenfrage steht im Mittelpunkt der geistvollen Erörterungen und ffenbart neue, weite, lichte Perspektiven. Ihre schwierigen Seiten werden dezent behandelt, wie es nur einer feinsinnigen Frau möglich ist, die st verhüllt, was sie enthüllen muß.

So hoch gegriffen die Gestalt des Helden auch erscheint, für un- möglich braucht man seine Verwirklichung im Leben doch nicht zu halten, a die Verfasserin die Kehrseiten seiner Vorzüge keineswegs verschweigt, nd er als Persönlichkeit glaubhaft und abgerundet wirkt.

Neben den Hauptpersonen stehen die Nebenfiguren scharf umrissen nd heben sich bewegt und lebendig heraus. Die Uebersetzung liest sich oie ein Original und folgt jeder Nüance der wechselnden Empfindung. Unter innerm Sturm und Gewittern geht ein Ringen nach Licht und Wahrheit durch das Buch, wie es in solcher Tiefe und Glut immer etwas Seltenes sein dürfte. Aus der Kunstform des modernen Romans her- vorbrechend, wirkt es stark und überwältigend. Es sucht und findet wieder ine Anknüpfung an die Ewigkeit. Charlotte Broicher

---

Quittung

Für Armenien: 30 Mk. von einem Thüringer Briefkränzchen; 10 von N N, Roensahl, 5 von G B, Wittenberg.

Für die Goßnersche Mission in Indien: 25 Mk. von B C R, Hamburg; 5 von E H, Hamburg; 3 von B M, Pr. St.

Für die Hungersnot in Indien: 10 Mk. von N N in Frankfurt a. M.; je 5 von H W, Oranienburg; v D, Schieder.

Für die deutsche evangelische Kirche in Shanghai: 10 Mk. von N N, Frankfurt a. M. Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 26 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Einladung
an die Freunde der Christlichen Welt nach Eisenach
zum 11. und 12. Oktober

Saal des Gewerbehauses (nahe dem Theater)

Montag den 11. nachmittags 4 Uhr. Professor D. Reischle aus Halle: „Christentum und Entwicklungsgedanke.“

Dienstag den 12. vormittags 9 Uhr. Pfarrer Lic. Eck aus Rumpenheim: „Die Bedeutung der Auferstehung Jesu für die Beurteilung des Christentums.“

Die Verhandlungen sind vertraulich. Jeder, der in freundschaftlicher Absicht kommt, ist willkommen. Vorherige Anmeldung bei dem Herausgeber der Christlichen Welt ist erwünscht. Einladung geschieht nur durch diese Anzeige.

Neunundzwanzigster Kongreß für Innere Mission
in Bremen
4. bis 7. Oktober 1897

Montag, den 4. Oktober: 1. Konferenz des Zentralausschusses für Innere Mission und des Ortsausschusses im Oktogon des Künstlervereins, nachmittags 5 Uhr. — 2. Eröffnungsgottesdienst im Dom, abends 6 Uhr. Predigt des Pastors D. Funcke in Bremen. — 3. Begrüßungen und geselliges Beisammensein in freier Abendversammlung, abends 8 Uhr im Saalbau des Domes.

Dienstag, den 5. Oktober: 1. Erste Hauptversammlung, vormittags 9 Uhr, im Saalbau des Domes. a) Eröffnung des Kongresses durch den Vizepräsidenten des Zentralausschusses für Innere Mission, Geheimen Oberregierungsrat Direktor Gaebel aus Berlin. b) „Die Innere Mission als Bethätigung des allgemeinen Priestertums der Gläubigen.“ Referent: Konsistorialrat Professor D. Cremer aus Greifswald. 2. Konferenz der Mitglieder des Zentralausschusses mit dessen Agenten und den Vertretern der Vereine und Anstalten für Innere Mission, nachmittags 3½ Uhr, im Saalbau des Domes. 3. Abendgottesdienst in der Friedenskirche, abends 6 Uhr. Predigt des Professors D. Loofs aus Halle a. S. 4. Freies geselliges Beisammensein der Kongreßmitglieder von abends 8 Uhr ab, im Saalbau des Domes.

Mittwoch, den 6. Oktober: 1. Spezialkonferenzen im Saalbau des Domes. a) „Bestand, Ziel und Hindernisse der deutschen evangelischen Seemannsmission.“ Referent: Pastor Oehlkers vom Stephansstift in Hannover, vormittags 8 Uhr. b) „Die Pflege der konfirmirten weiblichen Jugend des gewerblichen Arbeiter- und Handelsstandes.“ Referent: Pfarrer Ostertag aus München, vormittags 8 Uhr. c) „Die evangelische Diakonissenarbeit.“ Referent: Pastor D. Büttner vom Henriettenstift in Hannover, vormittags 11 Uhr. d) „Die Fürsorge für die Auswandrer.“ Referent: Pastor Cuntz in Bremen, vormittags 11 Uhr. 2. Gemeinsames Mittagsmahl in den Zentralhallen, Breitenweg, nachmittags 3 Uhr. 3. Abendgottesdienst in der St. Stephanikirche, abends 6 Uhr. Predigt des Pastors Hafner aus Elberfeld. 4. Freie Abendversammlung in den Zentralhallen, Breitenweg, mit Ansprachen von Oberpfarrer Seidel aus Lichtenstein in Sachsen, Pfarrer Herzog aus Straßburg i. E. und Landgerichtsrat Büff aus Kassel.

Donnerstag, den 7. Oktober: 1. Fortsetzung der Konferenz der Mitglieder des Zentralausschusses mit dessen Agenten u. s. w. im Saalbau des Domes, vormittags 8 Uhr. 2. Zweite Hauptversammlung im Saalbau des Domes, vormittags 10 Uhr. a) „Welche Ziele und Schranken sind der Frauenbewegung durch das Evangelium gesetzt?“ Referent: Schulrat Dr. Frohnmeyer aus Stuttgart. b) Schlußwort des Vorsitzenden. 3. Schlußgottesdienst in Unsrer lieben Frauen-Kirche, abends 6 Uhr. Predigt des Konsistorialrat Hofprediger D. Löber aus Dresden. 4. Freie Vereinigung der noch anwesenden Kongreßteilnehmer von abends 8 Uhr ab im Saalbau des Domes.

Alle auf dem Grunde des kirchlichen Bekenntnisses stehenden Evangelischen, Geistliche und Nichtgeistliche, insbesondre auch alle Vorstände und Vertreter von Vereinen und Anstalten der Innern Mission werden hiermit zur Teilnahme an dem Kongreß angelegentlich eingeladen. Evangelische des Auslandes werden herzlich willkommen sein.

Der Ortsausschuß hat es übernommen, für Beschaffung von Privatwohnungen nach Möglichkeit Sorge zu tragen. Wer von diesem Anerbieten Gebrauch zu machen wünscht, wird gebeten, Herrn **J. H. Volkmann, Contrescarpe Nr. 120,** bis spätestens **zum 15. September 1897** hiervon zu benachrichtigen. Ein Büreau zur Anmeldung und Orientierung der Gäste, wie zur Empfangnahme des Spezialprogramms, der Mitgliedskarten und der von den Referenten aufgestellten Leitsätze wird von Montag den 4. Oktober bis Dienstag den 5. Oktober mittags am Bahnhof und in den folgenden Tagen im Saalbau des Domes geöffnet sein.

Für die Mitgliedskarte sind 3 Mark zu entrichten.

Berlin und Bremen, im Mai 1897

Der Zentralausschuß für Innere Mission

Der Ortsausschuß

Quittung

Auf die Bitte für den kranken Kandidaten der Theologie in Nr. 22 d. Bl. sind bei den Unterzeichneten folgende Gaben eingegangen: Kandidaten des Predigersem. in Hofgeismar 8 Mk.; Poststempel Limburg 5 Mk.; Kand. B. gesammelt in Kornthal 31 Mk.; Frau Dr. G. in Jena 10 Mk.; W. B. aus B. in Wildbad 20 Mk.; L. H. in Stuttgart 10 Mk.; Ungenannt in Zweibrücken 3 Mk.; Kand. D. in Mehlauken 3 Mk.; st. th. M. Ws. in Wittenberg 2 Mk.; L. in Chemnitz 5 Mk.; B. in Modasko 10 Mk.; Pfarrvik. M. in Primkenau 5 Mk.; Ungenannt in Wolfsheim 1 Mk.; Past. B. C. R. in Hamburg 15 Mk.; Geh. Rat R. in Jena 20 Mk.; Pf. W. R. in Wickratberg 3 Mk.; Geh. Rat D. in Friedberg i. H. 10 Mk.; Ungenannt in Göttingen 1 Mk.; Frau Sanitätsrätin J. in Hameln 5 Mk.; cand. th. R. in Neusulza 3 Mk.; Frl. P. in Dresden 10 Mk.; Frau M. in Dresden 20 Mk.; Vikar St. in Isspringe 3 Mk.; A. B. in Jena 10 Mk.; Fr. B. in Plauen-Dresden 30 Mk.; Ungenannt in Koblenz (Mt. 6, 3) 6,05 Mk.; Fr. v. Br. in Dresden 20 Mk.; F. v. Oe. in Freiburg i. B. 20 Mk.

Den freundlichen Gebern herzlichen Dank!

Jena, d. 27. 6. 97 Kirchenrat Prof. D. Wendt, Prof. D. Drews

Freunde der Christlichen Welt
in Frankfurt am Main und Umgegend

treffen sich **an jedem ersten Montag im Monat nachmittags 4—6 Uhr** in Frankfurt a. M., Rosenau, Reuterweg 8. Die nächste Zusammenkunft findet statt am Montag, den 5. Juli, das Thema lautet: Was heißt ein moderner Mensch sein?

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 9

In unserm Verlage ist soeben erschienen:

Die theologische Schule Albrecht Ritschls
und die
evangelische Kirche der Gegenwart
Von **Gustav Ecke**
Pastor am evang. Diakonissenhause in Bremen
I. Band: Die theologische Schule Albrecht Ritschls
Gr. 8°. XII, 318 Seiten. 5 Mk.

Geschichte der speziellen Seelsorge
in der vorreformatorischen Kirche
und der Kirche der Reformation
Von **August Hardeland**
Superintendent zu Uslar
I. Hälfte
Gr. 8°. VIII, 250 Seiten. Preis 5 Mk.

Ueber Willens- und Charakterbildung
auf
physiologisch-psychologischer Grundlage
Von **Julius Baumann**
Geh. Reg.-Rat und Prof. a. d. Universität Göttingen
Gr. 8°. 86 Seiten. 1,80 Mk.
(Sammlung von Abhandlungen auf dem Gebiete der pädag. Psychologie und Physiologie herausgeg. von Schiller u. Ziehen, Heft 3.)

Ausführliche Prospekte über diese Sammlung gratis u. franko

Zu haben in jeder Buchhandlung

Billige Herbst-
Orient-
Reise
für nur
1000 Mark
veranstaltet vom
Reisebureau Palmer & Cie., Jerusalem.

Genua — Athen — Beirut — Damaskus — Tiberias — Nazareth — Haifa — Jaffa — Jerusalem — Jordan — Suezkanal — Kairo — Pyramiden — Alexandrien — Genua.

Reisedauer 32 Tage. — Abfahrt 19. August. — Anmeldungen bis Ende Juli 1897. Auskunft und illustr. Programm gratis durch die Generalvertretung: **Ad. Klett**, Stuttgart, Eberhardsstr. 11, sowie durch Stadtpfarrer **Dr. Benzinger**, Neuenstadt a. Kocher (Württb.).

Günstiges Angebot
guterhaltener antiquarischer Bücher

Funcke, O., Gesammelte Schriften. 20 Bde. Eleg. geb., wie neu, sta
50 M. . . . . für 32,50 M
Schopenhauer, A., Sämtl. Werke. Hrsg. von Frauenstädt. 6 Bd
Hfz., wie neu, statt 24 M. . . . . für 18 M
Lippert, A., Allgem. Geschichte des Priestertums. 2 Bde. Berlin, 188
Origbde. Tadellos, statt 17 M. . . . . für 8 M
Lessing, Sämtl. Werke. Hrsg. von Lachmann-Maltzahn. 12 Tle. i
8 Bdn. Hfz. Vergriffene schöne Ausgabe . . . . für 35 M
Immermann, Der Oberhof. Illustr. von Vautier. Origbd. m. Gol
schnitt. Wie neu, statt 20 M. . . . . für 8 M
Doré-Bibel. Evangel. Ausgabe. In 2 schwarz. Orig.-Ldrbdn. m. Pressu
u. Goldschnitt. Gut erhaltenes Exempl. Statt 105 M. für 45 M
Meyers Konversationslexikon. 17 Bde. 4. Aufl. Reich illustr. Leipzi
1890. Eleg. Hfz., statt 170 M. . . . . für 65 M
Dächsels Bibelwerk. 7 Bde. Breslau, 1865—81. Hfz., statt 82 M
. . . . für 48 M
Stöber, K., Erzählungen. M. 22 Bild. v. Ludwig Richter u. Kar
Leipzig, 1876. Brosch. statt 10 Mk. für 5 M., oder eleg. geb. i
2 Lwdbdn. statt 12 M. . . . . für 6,50 M
Pünjer, Geschichte der christl. Religionsphilosophie seit der Reformatio
2 Bde. 1880—83. Statt 20 M. . . . . für 10 M
Hahn, Folge mir nach. 12 Zeichngn. i. Mappe. Statt 25 M. für 15 M
Hofmann, H., „Gedenke mein" und „Kommet zu mir." Mit je 15 Zeich
nungen. In Mappe, statt à 25 M. . . . . für à 15 M
Lichtenberger, Encyclopédie des sciences rélig. 13 vols. Pari
1877—82. Hlwd. mit Titel, statt 230 M. . . . . für 100 M
Hagenbach, K. R., Kirchengeschichte. Neue Gesamtausg. 2.—4. Auf
7 Bde. Lzg., 1869—72. Hfz. Statt ungeb. 41 M. . für 25 M
Andree, Allg. Handatlas in 99 Haupt- u. 82 Nebenkarten nebst volls
alphab. Namenverz. 3. Aufl. Bielefeld, 1896. Eleg. Hfz. Tadellos
Statt 28 M. . . . . für 21 M
Sybel, H. v., Die Begründung des deutschen Reiches. 4. Aufl. 7 Bd
München, 1892—94. Orighfz. Statt 66,50 M. . . für 50 M
Brehm, E. A., Ill. Tierleben. 6 Bde. Mit zahlr. Abb. Hildburghsn.
1864—69. Lex. 8°. Hfz., statt 86,25 M. ungeb. . . für 20 M
Mendel, H., Musikal. Konversations-Lexikon. Fortges. v. A. Reißmann
2. Ausg. 11 Bde. Berl., 1880/81. Origlwd. Statt 55 M. für 25 M
Rosenberg, Ad., Geschichte der modernen Kunst. 2. Ausg. 3 Bd
Leipzig, 1894. Origbd. Statt 40 M. . . . . . . für 12 M
Strauß, D. Fr., Gesammelte Schriften. Hrsg. v. Ed. Zeller. 12 Bde
Mit 2 Bildn. und Facs. in Kupferst. Bonn, 1876—78. Origlwd
Statt 75 M. . . . . für 40 M
Meyer, Konversationslexikon. 5. Aufl. Mit etwa 10000 Abb. im Te
u. a. 950 Bildertafeln, Karten und Plänen. Bd. 1—14. Leipzi
1893—97. Eleg. Hfz. Statt 140 M. . . . . . für 95 M

Ankäufe von Bibliotheken und einzelnen guten Werken gegen Kassa

Braunschweig **Wilhelm Scholz,**
Antiquariat und Buchhandlung

Verlag v. Georg Wigand, Leipzig

Soeben erschien:
Der
häusliche Unterricht
und die
häusliche Erziehung
Ein Buch für Hauslehrer, Erzieherinnen und Eltern.
Mit einem Nachwort an die Theologen.
Von
Th. Böttner
Pastor.
Preis: Geheftet 2 Mk. 50 Pf.

In einem Pfarrhaus auf dem Land (im Osnabrückschen) finden zu 1. Sept. oder später j. Mädchen zu Erlern. d. Haushalts freundl. Au nahme. Kostgeld 600 Mk. Anfrage erb. an die Exped. d. Bl. u. M R 6

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 400.— an. von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph, Giessen 162.

Soeben erschien in 2. Auflag
Die Lehre von der
Apokatastasis,
d. h. der Wiederbringung all
aufs neue untersucht und verteidi
von
D. D. Otto Riemann
2,50 Mk.
Heinrichshofens Verlag, Magdebur

Deutsche Steinmetz- u. Bildhauerschule Zerbst
Abtheilung C der Anhaltischen Bauschule
Vorkursus Oktober. Staats-Prüfungs-Commiss. Wintersemester 4. November.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig, Königsstraße 20 — Druck von Carl Marquart in Leipzig